Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 40 — Leipzig, den 4. Oktober — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Geschichte von den Blättern der Rebe, die am Weinstocke blieb — Die geschichtliche Auffassung des Alten Testaments: 1. Ihre gegenwärtigen Ergebnisse; 2. Ihr Recht — Darwins Aeußerungen über Religion: 3. Schwanken und Widersprüche in Darwins religiösen Ansichten und Aeußerungen; 4. Die Entwicklung in Darwins religiösen Anschauungen — Die armenische Kirche unter türkischer Herrschaft (Erste Hälfte) — Y. P. S. C. E. — Die Genossenschaftsform im Dienste der Diakonie — Marie von Ebner-Eschenbach — Verschiedenes: Die Not des vierten Standes; Aus der Redaktion der Volksrundschau — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Die Geschichte von den Blättern der Rebe, die am Weinstocke blieb

Es ist eine nicht erst moderne Sitte, daß man zu Anfang einer Erzählung den Stammbaum ihrer Helden berichtet, wenn man auch meiner Ansicht nach die Aufgabe neuerdings gründlicher und mit mehr psychologischem Scharfblick anfaßt als vor Zeiten.

Der Stammbaum der Rebe, von deren Blättern ich erzählen will, war ein Weinstock, ein riesiger Weinstock, der unzählige Reben trug, die sich weit hinausreckten. Jede dieser Reben hatte ihre eigne Geschichte, jede ihr eignes Leben. Alles eigne Leben ist interessant. Und es wäre auch interessant, die Geschichten der Reben am Weinstock zu erzählen. Aber ich muß es mir für heute versagen. Nur vom Weinstock selbst einige Worte.

Der Weingärtner schaute auf die weiße Wand seines Hauses. Das war ein schöner Platz für einen Weinstock, er konnte es sich nicht verhehlen. Wie viele Stoffe, rief der Weingärtner, hier in diesem fruchtbaren Erdboden, wie viele Stoffe hier in dieser von der Sonne und der weißen Wand doppelt geheizten Luft flimmernd und flirrend — wenn sie zusammenkämen, welch einen Weinstock könnten sie mir bilden. Aber sie kommen aus eigner Kraft nicht zusammen, sie schlummern, unlebendig, tot! Halt, sprach der Weingärtner, ich weiß wohl, was ich thun will, ich will einen lebendigen Schößling nehmen und ihn in diesen Boden einsenken. Der wird leben und arbeiten und wird die Stoffe rings um sich anziehen und sie in Wurzeln und Zweige, Reben, Blattwerk und Trauben verwandeln.

Und der große Weingärtner da oben sah auf den Menschenacker, sich hinziehend weithin an der unabsehbaren Wand seiner ewigen Wohnung, und schüttelte das Haupt: Wie viele Kräfte liegen da tot, wie viele Kräfte der Liebe und Treue, des Glücks und des Friedens und der Freudigkeit, — wenn sie kämen und lebendig zu wirken begännen! Aber sie kommen nicht. Halt, sprach der große Weingärtner, ich weiß, was ich thun will, ich will lebendige Kraft, Geist von meinem Geiste in diese Menschenwelt geben; und er senkte höheres Leben in die Brust Christi, das begann zu wirken und zu werben und zu wachsen und sich zu strecken und sich zu dehnen weit weg, weit über viele Lande und über die wilden Wasser: seht da den Weinstock der Christenheit, wie ist er groß geworden!

Manche Reben trennten sich vom Weinstock und verdorrten; nicht alle auf eine Weise, bei jeder gings anders her. Aber ich will von einer Rebe erzählen, die fest am Weinstocke blieb und öffnete sich ihrem Safte und ließ ihn in sich wirken.

Von den Blättern dieser Rebe handelt meine Geschichte.

Der geneigte Leser weiß schon, daß die Blätter die Atmungsorgane der Rebe sind, das, was für den menschlichen Körper die Lunge und für den menschlichen Geist das Gebet ist.

Es gab zuerst eine Zeit, wo sie noch gar nicht da war, die Rebe. Aber die Säfte, die für die Rebe bestimmten, sammelten sich schon an der rechten Stelle und warteten auf einen warmen lockenden Sonnenstrahl, um frisch und fröhlich ans Licht hervorzudringen.

Und es giebt Menschen, deren inneres Leben hat noch gar nicht begonnen. Ihr Glaube ist noch nicht eine Kraft ihres Lebens geworden, so hat er auch noch keine Gebete. Getrost, wenn er nur da ist im Keime, der Glaube, sei er auch verborgen und klein, so klein wie ein Senfkorn, wenn er nur da ist, so wird er auch wachsen. Laß nur Gottes Stunde kommen.

Und Gottes Stunde kam für unsre Rebe. Es war an einem ersten freundlichen Frühlingstage, als die Säfte zuerst an ihrer bestimmten Stelle ans Licht hervorbrachen. Wißt ihr, wie sie aussahen? Wie ein paar kleine winzige Blätter. Sie lugten so schüchtern und so verlegen und doch so vertrauensvoll hervor, wie erste scheue Gebete. Es war, als wenn sie die Luft und die Sonne bäten, das, was sie verkündigten, wachsen und gedeihen zu lassen. Und Luft und Sonne lächelten ihnen ermutigend zu, und von ihnen durch die Blätter genährt wuchs, was die Blätter ankündigten, zwischen ihnen hervor, die junge Rebe. So wächst zwischen ersten schüchternen Gebeten versteckt, das innere Leben des jungen Christenmenschen seinem Gotte entgegen.

Und die Rebe wuchs, weil sie am Weinstock blieb, und die Säfte des Weinstocks sie trieben. Und sie trieb neue Blätter; die zitterten, denn es war ein stürmischer Tag. Sie baten zitternd um das Leben der Rebe. Und während sie zitternd sich reckten, sogen sie Luft und Licht ein, und in der Luft und im Lichte führten sie der Rebe die Kraft zu, sich gegen den Sturm zu wehren. Das sind die Gebete, die wir zitternd in der Not des Lebens zu unserm Gott richten, — sinds rechte Gebete: sie werden uns rechte Kraft geben.

Und die Rebe wuchs, weil sie am Weinstock blieb, und die Säfte des Weinstocks sie trieben. Und sie trieb neue Blätter; die wurden groß und dehnten sich lang und breit aus, denn es war ein heißer, ein allzu sonniger Tag, und sie baten die Sonne, nicht gar so glühend zu scheinen, die Rebe möchte vertrocknen. Die Sonne schien darum nicht minder heiß, aber was sie zu viel an Hitze gab, das wehrten die schützenden Blätter ab. Und ich sage dir auch, du Christenmensch, in der Drangsal des Lebens, wenn du verschmachten zu müssen meinst: vergiß dein schlichtes Gebet nicht, es ist die kraftvollste Wehre, die in deiner Hand ist. Und wenn die Drangsale darum nicht aufhören wollen: eben deine Gebete werden dein Schutz sein.

Und die Rebe wuchs, weil sie am Weinstock blieb, und die Säfte des Weinstocks sie trieben. Und sie trieb neue Blätter. Ach, wie sahen die Blätter aus! Grau vom Staube, hingen sie matt und müde herunter und lechzten und baten um Regen.

Denn sie fürchteten ernstlich für das Leben der Rebe. Der Regen ließ noch eine lange Weile warten. Aber die Rebe blieb leben; denn ihre Blätter hatten sich die Kraft bewahrt, unter dem dicken Staube und trotz ihrer großen Mattigkeit aus der trocknen Luft heraus dennoch Erquickung zu saugen für ihre Rebe, bis endlich der erlösende Regen kam, der sie wie zu neuem Leben erhob.

Und auch unser Gebet ist wohl zu Zeiten schwer vom Staube des Lebens. Schwer herniedergedrückt, schauts auf den Boden und kriecht müde an der Erde hin und vermag sich nicht zu erheben, frisch und stark; ach, es ist müde und matt! Laßt uns dennoch festhalten an unserm Gebete in den müden Tagen. Wenns auch so flügellahm hinkriecht — es kann doch so viel Kraft haben, daß es durch den Staub hindurchbricht und trotz der Entfernung von Gott die Hoffnung und das Vertrauen nicht ganz sinken läßt. Halte an am Gebet, der erquickende Regen muß ja doch kommen, wenn er nur dein Gebet und deinen Glauben noch am Leben antrifft! Wie schade, wenn dein Gebet gerade aufgehört hätte und dein Vertrauen gerade gestorben wäre, als schon der Regen sich aufmachte, dich zu erquicken.

Es war eine Rebe, der gings so. Gerade als die Regenwolke am Horizont heraufzog, waren ihre Blätter verwelkt und sie selber verdorrt. Nun fühlte sie von allem nichts mehr. Aber gerade weil sie nichts fühlte, schämte sie sich auch nicht mehr, sondern war stolz auf ihre Klugheit und sprach zu ihrer ausdauernden Nachbarin: Wie thöricht bist du, dir soviel Mühe zu geben. Sieh, ich arbeite gar nicht, und dennoch bescheint mich dieselbe Sonne wie dich, und dieselbe Luft umfängt mich wie dich, so träufelt auch derselbe Regen auf mich wie auf dich hernieder. Ja wohl! dieselbe Sonne und Luft und auch derselbe Regen; aber was nützte sie der vertrockneten Rebe! Die starrte noch eine Weile da oben in die Luft, dann ward sie heruntergerissen und zertreten, aber ihre ausdauernde Schwesterrebe blieb am Leben, gesund und grünend und bald mit goldnen Trauben geschmückt.

Ja, das ist den Reben gesagt, die am Weinstock bleiben, die sich strecken, Früchte zu bringen, und die sich mit Blättern schmücken: daß sie gesund sein sollen, das ist der Lohn ihrer Arbeit; denn freilich eine Arbeit ist das Blättertreiben, und eine Arbeit ist auch das rechte Beten, eine Arbeit des Geistes, — die Arbeit, durch die er sich gesund erhält.

Uebrigens ist die Geschichte schon einmal erzählt, bei Johannes am fünfzehnten steht sie: So ihr in mir bleibet, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren.

Bs

Die geschichtliche Auffassung des Alten Testaments

Uebersicht: 1. Ihre gegenwärtigen Ergebnisse; 2. Ihr Recht; 3. Das Für und Wider

1

In vielen Kreisen ist die Meinung verbreitet, daß es kaum möglich sei, über das Alte Testament noch etwas Neues zu sagen. Die Schriften des Alten Testaments, so denkt man, befinden sich schon seit so langer Zeit in den Händen der Gelehrten, daß über ihren Inhalt und dessen Bedeutung kein Zweifel mehr sein könne. Dieses Urteil herrscht wohl in gleicher Weise bei denen, die den Wert des Alten Testaments zu schätzen wissen, wie bei solchen, die darin nur eine Sammlung von Schriften sehen, die der Fortschritt des neunzehnten Jahrhunderts längst hinter sich gelassen habe. Wer sich jedoch die Mühe geben will, unter der neuern Litteratur über das Alte Testament Umschau zu halten oder bei kundigen Männern zu fragen, der wird leicht zu seiner Verwunderung erfahren können, daß er in einem großen Irrtum befangen ist. Die gelehrte Forschung ist seit den letzten zwanzig bis dreißig Jahren zu Anschauungen gelangt, die den Beweis liefern, daß sich über das Alte Testament noch viel, unerwartet viel Neues sagen läßt. Woher kommt das? Die Antwort ist, kurz gesagt, weil man mit der geschichtlichen Auffassung des Alten Testaments vollen Ernst gemacht hat.

Ich will die Leser nicht mit einer Geschichte dieser neuern Forschungen aufhalten, obgleich sie sehr lehrreich und merkwürdig ist. Nur die kurze Bemerkung sei gestattet, daß in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts die erste Anregung dazu gegeben wurde, und daß dann besonders seit 1866 die geschichtliche Auffassung des Alten Testaments, wie sie neuerdings zahlreiche Anhänger gefunden hat, begründet und ausgebildet worden ist. Den Lesern der Christlichen Welt wird daran liegen, zu wissen, was die Versuche, die Schriften des Alten Testaments geschichtlich zu verstehen, bisher ergeben haben. Selbstverständlich kann das hier nur in großer Kürze gesagt werden. Es liegt über diesen Gegenstand ein Vortrag vor, den Professor Lic. Karl Marti vor Jahresfrist in St. Gallen gehalten hat, und der nun im Druck erschienen ist.*) Die „Ergebnisse der neuesten alttestamentlichen Forschungen" werden darin mit tüchtiger Sachkenntnis und in verständlicher Weise dargelegt. Wenn ich im Folgenden den hauptsächlichen Inhalt in kurzen Zügen und freiem Anschluß wiedergebe, so thue ich das mit dem Wunsche, daß man sich weitere Auskunft aus der kleinen Schrift selbst holen möge.

Die Stiftung der israelitischen Religion und die Anfänge des Volkes Israel fallen zusammen. Mose ist die gewaltige Persönlichkeit, die eine Anzahl semitischer Hirtenstämme zu der Verehrung eines gemeinsamen Gottes und dadurch zu einer engen Verbindung unter einander vereinigte. Die Befreiung aus Aegypten beglaubigte ihn als Gesandten Jahwes — so pflegt man jetzt den israelitischen Gottesnamen auszusprechen, die Aussprache Jehova stammt erst aus dem sechzehnten Jahrhundert und beruht auf einem Mißverständnis. Während des Aufenthalts am Berge Sinai (Horeb), der als Wohnsitz Jahwes galt, und in Kades an der Südgrenze Palästinas sprach Mose als Vertreter der Gottheit den eidlich verbundnen Stämmen Recht und legte den Grund zu der Ordnung ihres Lebens, durch die sie das Volk Jahwes wurden.

Die Besetzung Kanaans, die allmählich erfolgte, stellte das Volk Jahwes auf eine schlimme Probe, insofern damit zugleich der Uebergang von dem unsteten, wilden Hirtenleben zum seßhaften Leben eines Kulturvolks verbunden war. Der Volksgott Jahwe hatte im Kriege die Kanaaniter besiegt; aber in den Künsten des Friedens (Acker- und Gartenbau, Handwerk) lief sein Volk Gefahr, seinen kanaanitischen Lehrmeistern zu unterliegen; denn Jahwe war von Anfang her kein Gott der friedlichen Kultur. Was sollte Israel nun höher schätzen, seine Gottesverehrung oder die heidnische Kultur? Israel ließ seinen Gott nicht, der mächtiger war als die Götter der umwohnenden Völker, selbst der Philister; aber es fing nun an, seinem Gotte die heidnische Kultur des Landes unterzuordnen und ihn mit den Zeichen der heidnischen Kultur zu verehren. Diese Volksreligion kennzeichnet sich demnach dadurch, daß eine große Anzahl aus heidnischer Kultur (und Religion) stammender Gedanken und Gebräuche mit dem Dienste des doch nicht heidnischen Jahwes verbunden wurde. An eine geistige und sittliche Auffassung seines Gottes dachte das Volk nicht; die Religion bestand der Hauptsache nach im Kultus, und dieser unterschied sich in seinen Formen kaum vom Heidentum. Dabei hatte man durchaus nicht das Gefühl, von Jahwe abgefallen zu sein.

Anders dachten die Propheten Amos, Hosea, Jesaia u. a. von Jahwe. An den alten Gedanken, daß er ein Gott des Rechts sei, daß er sein Leben in der Leitung der Geschichte seines Volks und durch Weisungen an seine Boten, die Propheten, bezeuge, knüpften sie an. Jahwe ist ein sittlicher Gott, das war der ausschlaggebende Gedanke in ihrer Gottesauffassung. Darnach beurteilen sie Israel und die Welt ringsumher. Da

*) Der Einfluß der Ergebnisse der neuesten alttestamentlichen Forschungen auf Religionsgeschichte und Glaubenslehre. Vortrag am 29. August 1893 in St. Gallen auf der 50. Jahresversammlung der Schweizerischen Predigergesellschaft gehalten von Lic. theol. Karl Marti, Pfarrer in Muttenz und Privatdozent [jetzt Professor] in Basel. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1894. 59 S. 75 Pfge. — [Vergl. das neuste der Hefte zur Christlichen Welt Nr. 15: Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche. Von Friedr. Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1894. 40 Pfge. D H]

Israel seinen Gott in heidnischer Weise verehrt, so wird die Gemeinschaft zwischen Jahwe und Israel aufhören. Nur wer Jahwe recht erkennt und ihm gehorsam ist, wird in seinem Gerichte bestehen. Jahwe selbst führt die Scharen der Assyrer und Babylonier gegen sein Volk herbei; er ist der Herr über alle Völker und über die Natur, er ist der einzige Gott (Monotheismus). Durch Opfer diesen Gott versöhnen zu wollen, ist ein heidnischer Wahn. Wer Gerechtigkeit und Billigkeit übt, wer Liebe und Freundlichkeit den Dürftigen und Schwachen erweist, ist sein rechter Nachfolger. Ein Volk, dessen Herz und Gesinnung Jahwe gehört, ist das Ideal der Propheten; Gott selbst wird es sich für die Zukunft herstellen. Das ist der Plan, der Jahwes Handeln mit dem Volke zu Grunde liegt.

Solche Aussagen und Forderungen führen die Propheten im Munde, weil sie deren in unmittelbarem Verkehr mit Gott gewiß geworden sind. Sie berufen sich nicht auf ein geschriebnes Gesetz, sondern stets auf Gottes eigne Mitteilungen an sie. Das „Wort Gottes“ ist ihnen nicht eine von Alters her überkommne oder gar aufgeschriebne Kunde, es ist wie ein lebendiger Quell, den Gott selbst in ihnen aufgethan hat.

Für die Gotteserkenntnis der Propheten war das Volk nicht reif. Aber die Folgen ihrer Wirksamkeit lassen sich nicht verkennen. Die „zehn Gebote“ (2. Mose 20; 5. Mose 5) entsprechen mit ihrem sittlichen Inhalt den prophetischen Forderungen. Zur Zeit des Königs Josia (621 v. Chr.) wurde auf Grund eines Gesetzbuchs, dessen Inhalt uns im wesentlichen das 5. Buch Moses aufbewahrt hat, eine Reform in dem südlichen Reiche Juda vorgenommen, die in vielen Stücken den Einfluß der prophetischen Gedanken an sich trägt. Zugleich aber gewann durch sie die volkstümliche Religionsform neue Festigkeit; denn was das Gesetzbuch vorschrieb, erhielt durch königlichen Befehl öffentliche Geltung, so z. B. die Neuordnung des Kultus. Man rühmte sich jetzt des geschriebnen Gesetzes und glaubte sich jeder weitern Sorge um den Willen Jahwes überhoben. Erst das Exil erwies die volle Wahrheit der prophetischen Worte: Volk und Tempel wurden vernichtet, Jahwe war wirklich nicht an den Bestand des nationalen Staats gebunden.

Mit dem Gesetzbuche Josias (5. Mose) trat eine neue Macht in dem religiösen Leben Israels auf, nämlich das Gesetz als Inbegriff von Vorschriften, die den Willen Jahwes darstellen. Es hatte solche Vorschriften von jeher gegeben, nicht nur mündliche Bescheide, sondern auch schriftliche Weisungen. Neu war nur, daß das geschriebne „Gesetz“ nun mit dem Anspruch auf maßgebende Geltung neben das prophetische „Wort Gottes“ trat und diesem sein Ansehen streitig machte. Freilich nahm das „Gesetz“ vieles von den prophetischen Forderungen in sich auf, es stand demnach nicht in ausschließendem Gegensatz gegen den Gedankenkreis der Propheten. Aber einerseits hob es das wichtigste Stück der Volksreligion, den Kultus, zu gleichem Ansehen mit den religiös-sittlichen Forderungen empor, andrerseits verwandelte es überhaupt den lebendigen Quell des Wortes Gottes, der Gotteserkenntnis, in ein starres Gefüge bestimmter Sätze, Worte und Buchstaben. Das Ideal der Propheten war damit nicht erreicht; Herz und Gesinnung des Volks wurden dadurch nicht erneuert. Aber es war doch ein Versuch, die Jahwe-Religion für den gesamten Rest des Volks in einer reinern Form zu erhalten und dadurch diesem selbst seinen eigentümlichen Bestand in der Geschichte zu sichern, wie es anders wohl überhaupt damals nicht möglich war. Von den Propheten selbst beschreitet Ezechiel (Hesekiel) den Weg der Gesetzgebung, so sehr er auch zugleich die Herzenserneuerung fordert. Nach seinem Vorgange wird das ganze Gebiet der Kultushandlungen zum Gegenstand der Gesetzgebung gemacht, d. h. Gebräuche, die mit der eigentümlichen Art der israelitischen Religion gar nichts zu thun hatten, sondern ihrem Ursprunge nach heidnisch waren. Unter Esra und Nehemia (5. Jahrhundert) verpflichtete sich die jüdische Gemeinde in und um Jerusalem auf ein Gesetzbuch, das im großen und ganzen der Gesetzessammlung entspricht, die wir heute im 2., 3., 4. und 5. Buche Moses lesen. Darin sah man jetzt den Ausdruck des göttlichen Willens, des prophetischen Wortes bedurfte man nicht mehr. Durch strenge Erfüllung des Gesetzes hoffte man sich das

Wohlgefallen Gottes zu erhalten und für die Zukunft stets mehr zu gewinnen, sodaß endlich der Tag der offenbaren Gottesherrschaft in und durch Israel anbrechen könnte: die Besiegung der heidnischen Weltmacht, Befreiung und Herrlichkeit Israels, Anerkennung Jahwes als des einzigen Gottes durch alle Völker.

Dieser kurze Ueberblick zeigt, daß die Religion Israels von Mose an bis auf Esra einen lebensvollen Entwicklungsgang durchgemacht hat. „Sie ist nicht von Anfang an gewesen, was sie später wurde, und ist auch dann nicht geblieben, was sie geworden war.“ Auf die Propheten folgte das Gesetz, eine verkümmerte Frucht, die der schönen Blüte nicht entsprach.

2

Der Gegensatz, in dem die Ergebnisse der neusten alttestamentlichen Forschungen gegen die bisher verbreiteten Annahmen stehen, tritt durch eine Vergleichung beider in ein helles Licht. Es wird dem Leser sicherlich nicht entgangen sein, daß die Thätigkeit und Bedeutung Moses nach der herkömmlichen Anschauung eine andre ist, als sie oben geschildert wurde. Jener gilt er als der Gesetzgeber Israels; das Gesetz dieses Volkes ist das mosaische genannt worden, weil Mose es gegeben hat. Neuerdings aber setzt man das Gesetz, wohlgemerkt das geschriebne, mit dem Anspruch ausschließlicher Geltung für ganz Israel auftretende Gesetz, an das Ende der israelitischen Religionsgeschichte.*) Bisher sah man in Mose den Verkünder der Einzigkeit Gottes, den Begründer des Monotheismus. Die neusten Forschungen bestätigen ihn in dem Ruhme, Stifter der israelitischen Religion und Begründer des israelitischen Volkes zu sein, sie glauben aber ein sicheres Bewußtsein von der Einzigkeit Jahwes erst bei den Propheten zu finden.**) Jahwe, so sagt man neuerdings, war anfänglich eine Volksgottheit, nicht der Weltgott, der Gott, dem in Israel keine andre Gottheit an die Seite gestellt werden durfte, den man für höher und mächtiger ansah als die Götter andrer Völker, der jedoch ihre Existenz damit nicht ausschloß.

Den Propheten schrieb man früher das Verdienst zu, das Werk Moses erneuert und dem Volke wie der Welt erhalten zu haben; man sah das „mosaische Gesetz“ als den festen Grund und Boden an, auf dem sie durch ihre Thätigkeit weiter bauten. Die neuste Zeit sieht in ihnen selbständige Werkzeuge des Geistes Gottes, schöpferische Geister, die freilich nicht eine neue Religion stiften wollten, auch nicht gestiftet haben, die aber, was an Gotteserkenntnis vor ihnen vorhanden war, vertieften und umbildeten. Während für die ältere Betrachtung die Weissagungen über die zukünftigen Zeiten, besonders über das Kommen des Messias, den Propheten ihre eigentümliche Wichtigkeit verliehen, sieht man gegenwärtig ihre hervorragende Bedeutung darin, daß sie die sittliche Seite des Gottesbegriffs ihrem Urteil über Israels Lage und Geschick als Maßstab zu Grunde legten, daß sie in Jahwe den Leiter der Geschichte, den Herrn der Welt erkannten und diesen Grundlagen ihrer Erkenntnis gemäß ihre Zukunftsbilder überhaupt gestalteten. Und dies alles ist ihre eigne, im Verkehr mit der Gottheit ihnen zugekommene Erkenntnis, nicht eine Wiederholung oder Erneuerung älterer, etwa von dem Stifter der Religion herrührender Aussagen.

Die Gegensätze sind in der That groß. Man wird gewiß fragen, welches Recht diese Anschauungen für sich beanspruchen können, auf welche Weise und aus welchen Gründen man zu ihnen gelangt ist. Es wird für viele geradezu unwahrscheinlich sein, daß in einer und derselben Sammlung von Schriften, im Alten Testament, die Stoffe für beide Anschauungen, die ältere und die jüngere, vorhanden sein sollten. Es wird im höchsten Grade verwunderlich erscheinen, daß man beide Anschauungen aus derselben Schriftensammlung herausgelesen hat. Und doch ist dem so. Diese auffallende Thatsache hängt mit der eigentümlichen Beschaffenheit der Mehrzahl von Schriften zusammen, die im Alten Testament vereinigt sind. Die einzelnen Bücher sind meist nicht Schriften von einer Hand, sie sind vielmehr

*) Karl Marti, Der Einfluß der Ergebnisse der neusten alttestamentlichen Forschungen auf Religionsgeschichte und Glaubenslehre, S. 36 ff.

**) Karl Marti, ebenda S. 33.

von zusammengesetzter Beschaffenheit. Es haben mehrere Schriftsteller daran gearbeitet, bis sie die jetzige Gestalt erhalten haben, und diese Männer haben verschiedne Quellen benutzt, zum Teil wörtlich aufgenommen, oder haben auch von dem, was sie selbst erkundet hatten und aus eignem Schatze der Mitteilung für wert hielten, Neues in die frühere Gestalt des Buches eingefügt. Daß es sich so verhält, geben einzelne Bücher des Alten Testaments ausdrücklich an oder lassen es deutlich verstehen (Bücher der Könige, Esra, Nehemia, Jeremia, Jesaia u. a.). Bei andern Büchern lehrt ein gewissenhaftes Studium diese Beschaffenheit immer schärfer erkennen, z. B. bei den Büchern Moses, Josua, Richter, Samuelis u. s. w. Es ist daher unter den Gelehrten in der Gegenwart auch hierüber kein Streit mehr; man stimmt darin überein, daß die Mehrzahl der alttestamentlichen Bücher aus verschiednen Quellschriften zusammengesetzt sind und in allmählichem Anwachsen zu der jetzigen Gestalt sich erweitert haben. Gegenstand des Streites ist nur die Beschreibung und Beurteilung dieses Hergangs im einzelnen; das ist jedoch für die hier zu behandelnde Frage von untergeordneter Bedeutung. Wenn nun allgemein angenommen wird, daß aus einem und demselben Buche des Alten Testaments mehrere Schriftsteller, die nicht alle derselben Zeit und demselben israelitischen Stamme angehören, zu uns reden, so ist damit die Möglichkeit gegeben, daß in einem und demselben Buche verschiedne Meinungen über dieselbe Sache vorhanden sind. Daß das nun in Wirklichkeit der Fall ist, davon kann sich jeder durch aufmerksames Lesen selbst der Uebersetzungen leicht überzeugen. Nur wenige Beispiele: Wie Saul König wurde, finden wir 1. Sam. 8 bis 12 in verschiedner Weise erzählt. Darüber, wie David in die Umgebung des Königs Saul kam, haben wir 1. Sam. 16, 14 bis 18, 2 doppelte Berichte. Ebenso steht es in der Regel, wenn zwei verschiedne Bücher von demselben Gegenstande handeln: die Bücher der Chronik geben uns ein völlig andres Bild von David als die Bücher Samuelis, das Buch Josua schildert die Eroberung Kanaans durch die Israeliten anders, als es im Buche der Richter (Kap. 1) geschieht.

Bei diesem Sachverhalt ist für die wissenschaftliche Forschung die Frage nicht zu umgehen, welche von den verschiednen Darstellungen die geschichtlich treue oder wenigstens treuere ist. Da wir im Alten Testament Berichte und Erzählungen aus der Vergangenheit vor uns haben, so hat man zur Entscheidung dieser Frage dieselben Mittel der Prüfung und Untersuchung anzuwenden, die für eine wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit überhaupt gelten, nämlich die Regeln, die für jede *geschichtliche* Untersuchung in Betracht kommen. Andre Mittel zur Entscheidung dieser Frage haben wir nicht. Also kommt es darauf an, über das Alter der mehrfachen, von einander verschiednen Berichte oder Erzählungen ins Klare zu kommen, also festzustellen, welche Erzählung den Ereignissen, die sie mitteilt, zeitlich nahe steht und welche in einem größern zeitlichen Abstande von ihnen entstanden ist, kurz gesagt, welche von den Erzählungen die ältere, welche die jüngere ist. In der ältern Erzählung wird uns die älteste Ueberlieferung vorliegen, die wir überhaupt erreichen können, in der jüngern Erzählung eine spätere Ueberlieferung. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß die älteste Ueberlieferung stets die reinste, die treuste ist. Ihren Urhebern darf und muß man, vollends wenn sie Zeitgenossen der Begebenheiten sind, um die es sich handelt, das Vertrauen entgegenbringen, daß sie ein wirkliches Wissen von den Personen und Dingen, über die sie reden, besitzen, und daß sie das sagen, was sie wissen. Die erste Ueberlieferung pflegt aber um so unreiner, d. h. mit ihr ursprünglich fremden Bestandteilen vermischt zu werden, je länger sie im Munde der Menschen gelebt hat, und je größer der Kreis geworden ist, der sie liebte und sich immer von Neuem erzählte. Es geht mit ihr wie mit dem Wasser eines Quellbaches: sein Wasser ist um so reiner, je näher an der Quelle man es schöpft; es wird um so trüber, je länger es fließt, und je mehr es sich mit andern Wassern vermischt. Das ist nun die Aufgabe der geschichtlichen Auffassung und Erforschung des Alten Testaments, die älteste Ueberlieferung unter den verschiednen Erzählungen festzustellen und sie in das ihr gebührende Recht einzusetzen.

An ihr muß sich auch entscheiden, was von den jüngern Ueberlieferungen wertvoll und für die Erkenntnis der Vergangenheit brauchbar ist oder nicht. Ganz wertlos ist auch die jüngste Ueberlieferung nicht; sagt sie uns doch wenigstens, wie man zur Zeit ihrer Entstehung über die Vergangenheit, von der sie spricht, gedacht hat; und auch das darf uns nicht gleichgiltig sein.

Wer messen will, muß einen Maßstab haben; das Alter der im Alten Testament vorliegenden Ueberlieferungen und Erzählungen zu bemessen, ist ohne einen festen, allgemein anerkannten Maßstab für das Urteil nicht möglich. Gerade die *geschichtliche* Auffassung des Alten Testaments, die kein andres Ziel und keinen andern Lohn ihrer Arbeit kennt als die Wahrheit, muß um ihrer selbst willen nach dem festen Punkte suchen, auf dem sie Fuß fassen und von wo aus sie neues Festland erobern kann. An solchen festen Punkten fehlt es nun im Alten Testament nicht: die Schriften der Propheten des achten und siebenten Jahrhunderts v. Chr. bieten uns den ersten. Wir wissen mit Sicherheit die Zeit ihrer Wirksamkeit, und ihre Schriften geben uns ein wenn auch nicht vollständiges, so doch immerhin genügendes, auf jeden Fall sicheres Bild von den Zuständen, die damals in Israel geherrscht haben, und damit einen Maßstab, den wir getrost zur Beurteilung andrer, unsicherer Stücke der Ueberlieferung gebrauchen können. Den zweiten festen Punkt bieten uns die alten Ueberlieferungen und Erzählungen, die den Kern der Bücher Richter, Samuelis und Könige bilden. Sie sind zum Teil älter als die Zeit der oben erwähnten Propheten, zum Teil gehören sie derselben Zeit an. Das Bild, das sie uns von den damaligen Zuständen in Israel geben, liefert eine passende Ergänzung zu der Erkenntnis, die uns die Prüfung der prophetischen Schriften gebracht hat. Das ist von großer Wichtigkeit, weil wir somit eine doppelte Reihe von Zeugen gewonnen haben, die, unabhängig von einander, uns mit den gleichen Aussagen über die Verhältnisse ihres Volkes entgegentreten. Durch sie gewinnen wir eine ausreichende Kenntnis der Anschauungen und Sitten, besonders der im Kultus herrschenden Gebräuche des Volkes Israel für das neunte, achte und siebente Jahrhundert. Auf diese Weise lernen wir eine Anzahl bekannter Größen aus der israelitischen Religionsgeschichte kennen, mit deren Hilfe wir hoffen dürfen, die unbekannten Größen ermitteln zu können.

Was sich nun bei einem solchen Verfahren für die neuste Forschung auf dem Gebiete des Alten Testaments ergeben hat, ist bereits kurz im ersten Teil dargestellt worden. Hier haben wir gesehen, daß diese Ergebnisse weder willkürlich ersonnen, noch von der Oberfläche geschöpft sind. Die ältesten Ueberlieferungen, die menschliches Forschen über die Vergangenheit überhaupt erreichen kann, sind zu einer zusammenhängenden Darstellung verbunden. Giebt es ein andres, ein besseres Mittel, den Spuren Gottes in der Geschichte, nach denen ein frommer Sinn dort sucht, nahe zu kommen, als den ältesten Ueberlieferungen zu folgen? Ich wüßte kein andres. G

Darwins Aeußerungen über Religion

3. Schwanken und Widersprüche in Darwins religiösen Ansichten und Aeußerungen

Es ist Darwin offenbar durchaus nicht lieb gewesen, daß seine Hauptschriften die schwierigsten religiösen, theologischen und philosophischen Fragen aufrührten und fast die ganze kirchliche Welt in Harnisch brachten. Man kann ihm auch das Zeugnis nicht versagen, daß er in dem folgenden Streit sich die Besonnenheit, die Milde und den vornehmen Ton nicht hat rauben lassen, wenn auch seine sachliche Stellung schwerlich die notwendige Sicherheit und Klarheit verrät. Immerhin hat er mit Interesse und einer gewissen Unbefangenheit auch solche Bücher gelesen, die ihm widersprachen. Am allerwenigsten ist es seine *Absicht* gewesen, irreligiös oder antireligiös zu wirken. Mit einem gewissen Bedauern und deutlicher Verlegenheit hat er wahrgenommen, daß seine naturwissenschaftlichen Theorien in weiten Kreisen und auch bei ihm selbst mehr und mehr den Rest

religiöser Ansichten und Empfindungen zersetzten. So schreibt in seinem Auftrage sein Sohn einem deutschen Studenten:

Mein Vater ist der Ansicht, daß die Entwicklungstheorie mit dem Glauben an einen Gott völlig vereinbar ist; daß Sie aber daran denken müssen, daß verschiedne Personen verschiedne Definitionen von dem haben, was sie unter Gott verstehen. (1879)

Er selbst schreibt:

Ich habe keine Uebung im abstrakten Denken, und ich mag immerhin ganz in die Irre gehen. Nichts destoweniger haben Sie meine innerste Ueberzeugung, und zwar viel lebendiger und deutlicher als ich es gethan haben könnte, ausgedrückt, daß das Weltall nicht das Resultat des Zufalls ist. Dann erhebt sich aber immer der entsetzliche Zweifel bei mir, ob die Ueberzeugungen im Geiste des Menschen, der sich aus dem der niedern Tiere entwickelt hat, von irgend welchem Werte oder überhaupt zuverlässig sind. Würde sich irgend jemand auf die Ueberzeugungen in der Seele eines Affen verlassen, wenn in einer solchen Seele Ueberzeugungen vorhanden sind? (1881) . . . . Ich war aber sehr abgeneigt, meinen Glauben aufzugeben, dessen bin ich ganz sicher; denn ich kann mich deutlich erinnern, immer und immer wieder mir Phantasiebilder ausgemalt zu haben von alten Briefen ausgezeichneter Römer und von Manuskripten, die in Pompeji oder irgendwo anders entdeckt worden wären, und die in der allerauffallendsten Weise alles das bestätigen, was in den Evangelien geschrieben stand. Ich fand es aber trotz aller meiner Einbildungskraft gewährten Freiheit immer schwieriger und schwieriger, Beweismittel zu erfinden, die hinreichten, mich zu überzeugen. So beschlich mich in sehr langsamer Weise der Unglaube, war aber endlich vollständig. Er kam so langsam über mich, daß ich kein Unbehagen empfand. (Autobiographie von 1876.)

Neben diesen Aeußerungen aus seinen letzten Lebensjahren ist ganz besonders interessant eine Stelle aus einem Briefe an Asa Gray (1860), weil sie lebhaft und unmittelbar den Eindruck wiederspiegelt, den der durch „die Entstehung der Arten" heraufbeschworene religiöse Kampf zunächst auf Darwin machte. Sie lautet:

Was nun die theologische Ansicht der Frage betrifft — das ist immer peinlich für mich. Ich bin ganz bestürzt. Ich habe durchaus nicht die Absicht gehabt, atheistisch zu schreiben. Ich gestehe aber zu, daß ich nicht so deutlich, wie es andre sehn, und wie ich selbst thun zu können wünschte, Beweise von Absicht und von Wohlthätigkeit auf allen Seiten um uns herum erkennen kann. Es scheint mir zu viel Elend in der Welt vorhanden zu sein. Ich kann mich nicht dazu überreden, daß ein wohlwollender und allmächtiger Gott mit vorbedachter Absicht die Ichneumoniden oder Schlupfwespen erschaffen haben würde mit der ausdrücklichen Bestimmung, sich innerhalb des Körpers lebender Raupen zu ernähren, oder auch daß eine Katze mit den Mäusen erst spielen solle. Da ich hieran nicht glauben kann, sehe ich auch keine Notwendigkeit zu dem Glauben ein, daß das Auge ausdrücklich beabsichtigt wurde. Auf der andern Seite kann ich mich doch in keinerlei Weise damit befriedigt fühlen, dieses wunderbare Universum und besonders die menschliche Natur zu betrachten und zu folgern, daß alles nur das Resultat der rohen Kraft ist. Ich bin geneigt, alles das als Resultat vorausbestimmter Gesetze zu betrachten, wobei die Einzelheiten, mögen sie gut oder schlimm sein, der Wirkung dessen überlassen werden, was man Zufall nennen kann. Nicht, als wenn dieser Begriff mich völlig befriedigte. Ich fühle aufs allertiefste, daß der ganze Gegenstand zu tief ist für den menschlichen Intellekt. Ein Hund könnte ebenso gut über den Geist Newtons spekuliren. Laßt einen jeden Menschen hoffen und glauben, was er kann. Ganz entschieden stimme ich darin mit Ihnen überein, daß meine Ansichten durchaus nicht notwendig atheistisch sind. Der Blitz tötet einen Menschen, mag er ein guter oder ein schlechter sein, infolge der ganz außerordentlich komplizirten Thätigkeit der Naturgesetze. Ein Kind (das sich später als Idiot herausstellen kann) wird durch die Thätigkeit selbst noch komplizirterer Gesetze geboren, und ich kann dafür keinen Grund einsehen, warum ein Mensch oder ein andres Tier ursprünglich nicht durch noch andre Gesetze hervorgebracht worden sein könnte, und daß alle diese Gesetze ausdrücklich von einem allwissenden Schöpfer vorausbestimmt sein könnten, der jedes künftige Ereignis und deren Folge voraussah. Je mehr ich aber darüber nachdenke, desto verwirrter werde ich, wie ich es wahrscheinlich schon genügend durch diesen Brief gezeigt habe.

Noch zwei Aeußerungen, die eine für die Anfangszeit, die andre für die Endzeit seiner Wirksamkeit fügen wir hinzu. In seiner Autobiographie (1876) schreibt er über die Jahre 1836—39:

Während dieser zweier Jahre wurde ich darauf geführt, viel über Religion nachzudenken. Als ich an Bord des „Beagle" war (1831—1836), war ich ganz orthodox, und ich erinnere mich, von mehreren Offizieren, obgleich sie selbst orthodox waren, herzlich darüber ausgelacht worden zu sein, daß ich die Bibel als eine unwiderlegbare Autorität über irgend einen Punkt der Moral anführte. Ich vermute, es war die Neuheit der Beweisführung, die sie unterhielt. Ich war aber in dieser Zeit, d. h. 1836—1839, allmählich dahin gekommen, einzusehen, daß dem Alten Testamente nicht mehr Glauben zu schenken sei als den heiligen Schriften der Hindus. Die Frage trat damals beständig vor meine Seele und ließ sich nicht verbannen: ist es wahrscheinlich, daß, wenn Gott jetzt den Hindus eine Offenbarung senden wollte, er gestatten würde, daß sie ebenso mit dem Glauben an Visnu, Siva u. s. w. in Zusammenhang träte, wie das Christentum mit dem Alten Testament. Dies scheint mir durchaus unglaubhaft. Bei weiterm Nachdenken darüber, daß die klarsten Beweise notwendig sein würden, um irgend einen Menschen mit gesundem Verstande an die Wunder glauben zu lassen, auf denen das Christentum ruht, — und daß, je mehr wir von den feststehenden Naturgesetzen kennen lernen, Wunder um so unglaubhafter werden, — daß die Menschen zu jener Zeit in einem uns beinahe unbegreiflichem Grade unwissend und leichtgläubig waren, — daß nicht bewiesen werden kann, die Evangelien wären gleichzeitig mit den Ereignissen niedergeschrieben worden, — daß sie in vielen bedeutungsvollen Einzelheiten von einander abweichen, viel zu bedeutungsvollen wie es mir schien, um durch die gewöhnlichen Ungenauigkeiten der Augenzeugen erklärt werden zu können, — durch Ueberlegungen, wie die vorstehenden, die ich anführe, nicht als ob sie im mindesten Neues oder Wertvolles darböten, sondern weil sie einen Einfluß auf mich äußerten, kam ich allmählich dazu, nicht an das Christentum als eine göttliche Offenbarung zu glauben. Auch die Thatsache, daß viele falsche Religionen über weite Teile der Erde sich wie Sprühfeuer verbreitet haben, war für mich von einigem Gewicht.

Aus dem letzten Lebensjahre Darwins aber berichtet der Herzog von Argyll von einer bezeichnenden Szene.

Im Verlaufe jener Unterhaltung sagte ich zu Mr. Darwin in Bezug auf einige seiner merkwürdigen Schriften — über „die Befruchtung der Orchideen" und über „die Regenwürmer" und verschiedne andre, von ihm gemachte Beobachtungen über die wunderbaren Anpassungen an gewisse Zwecke in der Natur —, daß man diese unmöglich betrachten könne, ohne zu sehen, daß sie die Wirkungen und der Ausdruck von Intellekt seien. Ich werde Mr. Darwins Antwort nie vergessen. Er sah mich scharf an und sagte: Das kommt wohl oft mit überwältigender Kraft über mich, aber zu andern Zeiten — und hier schüttelte er leise mit dem Kopfe — scheint es vorüberzugehen.

So kühn und sicher Darwin als Naturforscher aufgetreten ist, so unsicher, schwankend, unklar und wechselnd ist nach alledem seine Stellung zu den letzten, entscheidenden Fragen des Lebens gewesen. Fragmentarisch, schwerfällig, einseitig, widerspruchsvoll und dann doch wieder aus einzelnen Gesichtspunkten die weittragendsten, allgemeinen Schlüsse ziehend, so steht Darwin in religiösen und philosophischen Fragen als ein Dilettant oder Autodidakt da, der sich um diese Probleme nicht hinreichend hat kümmern können und es bedauert, daß er als Fachmann auf seinem eignen Gebiet sie berühren oder gar beeinträchtigen muß. Wie sehr der Wunsch, wenigstens die allgemeinen Grundlagen der Religion und Religiosität sich selbst und andern zu erhalten, in ihm gekämpft hat mit dem Bewußtsein, über solche Dinge etwas wissenschaftlich Sicheres nicht aussagen und beweisen zu können, mögen noch folgende Aeußerungen zeigen:

Diese Unmöglichkeit sich vorzustellen, daß dieses großartige und wunderbare Weltall mit uns als bewußten Wesen durch bloßen Zufall entstanden sei, scheint mir der Hauptbeweisgrund für die Annahme der Existenz Gottes zu sein; ob dies aber ein Beweisgrund von wirklichem Werte ist, bin ich niemals imstande gewesen zu unterscheiden. Ich weiß sehr wohl, daß, wenn wir eine erste Ursache annehmen, unser Geist doch noch darüber grübelt, zu erfahren, woher sie kam und wie sie entstand. Dabei kann ich aber auch die Schwierigkeit nicht übersehen, die das ungeheure Maß von Leiden in der ganzen Welt darbietet. Ich werde auch dazu gedrängt, mich bis zu einem gewissen Grade vor dem Urteil der vielen vortrefflichen Männer zu beugen, die völlig an Gott geglaubt haben, aber ich sehe gleich hier wider, was dies für ein schwacher Beweisgrund ist. (1873) . . . Der Geist widersetzt sich dem, dieses Weltall, was es auch sein mag, als ein nicht planmäßig Bestimmtes zu betrachten; und doch, da wo man am meisten Planmäßigkeit erwarten sollte, nämlich im Bau eines empfindenden Wesens, kann ich, je mehr ich über den Gegenstand nachdenke, um so weniger Beweise für Planmäßigkeit sehen. (1861) . . .

Was mich selbst betrifft, so glaube ich nicht, daß jemals irgend eine Offenbarung stattgefunden hat. In betreff eines zukünftigen Lebens muß jedermann für sich selbst die Entscheidung zwischen widersprechenden und unbestimmten Wahrscheinlichkeiten treffen. (1879)

4. Die Entwicklung in Darwins religiösen Anschauungen

Fassen wir unsre Ergebnisse zusammen. Der junge Darwin, einer medizinisch und naturwissenschaftlich warm interessirten und hochbegabten, religiös von unitarischen Einflüssen berührten Familie entstammend, ist in den religiösen Ansichten der vulgären Orthodoxie aufgewachsen, d. h. in Ansichten, die zum Teil der

heiligen Schrift, zum Teil der überlieferten Dogmatik und zum Teil einer sogenannten natürlichen Religion angehören. Auch sein vorübergehendes theologisches Studium hat weder die Einheitlichkeit und Tiefe der religiösen Anschauung, noch die Klarheit des religiösen Urteils, noch die Wärme des religiösen Empfindens in ihm entwickelt: durch eigenartige Fügungen seinem eigentlichen Lebensberuf zugeführt, hat er als Naturforscher während seiner bedeutsamen Reise noch die Ansichten der Orthodoxie als selbstverständlich und richtig vertreten. Erst in den folgenden Jahren 1836—39 erfolgt der Umschlag. Es ist gewiß nicht zufällig, daß dies gerade die Zeit ist, in der Strauß Leben Jesu die ganze gebildete Welt aufregte. Darwins erste Zweifel sind nach seiner eignen Aussage nicht durch die Naturwissenschaft, sondern durch die historische Kritik hervorgerufen. Der Zusammenhang des Christentums mit dem Alten Testament, das soviel minderwertiger und unglaubwürdiger ist und doch als Offenbarung Gottes behandelt wird, die Wunder, auf denen das Christentum ruht, die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der ältesten Christen, die späte Abfassung und die Verschiedenheit der Evangelien, endlich die Ausbreitung auch vieler falschen Religionen, — das sind die Punkte, die ihm das Christentum zu widerlegen scheinen. Aber er setzt sich nicht gründlich damit aus einander: es sind allgemeine Eindrücke, Urteile oder Vorurteile, die allmählich und fast wie selbstverständlich seinen „Glauben" auflösen. Mit der Orthodoxie ist er nun fertig; aber die „natürliche Theologie" oder eine allgemeine theistische, richtiger deistische Anschauung ist ihm noch geblieben. Das „Dasein Gottes" möchte er nicht leugnen. Aber so sehr er auch hin und wieder mit seinen Gedanken sich abmüht, — zu einer wissenschaftlichen Gewißheit kann er sich doch nicht aufschwingen. Sein dauerndes Magen- und Nervenleiden und seine übergroße naturwissenschaftliche Thätigkeit lassen ihn zu gründlicher Ueberlegung und Arbeit nicht kommen. Nur vorübergehend und sprungweise beschäftigt er sich mit den überlieferten populären Gedankenreihen. Da kommen für ihn eigentlich nur die sogenannten „Beweise für das Dasein Gottes" in Betracht. Aber diese sind ihm nicht stichhaltig. Wohl scheinen sie ihm zuweilen einleuchtend; aber immer wieder kommen doch Einwände und Bedenken. Er kommt nicht zu dem sichern Schlusse, daß es eine „erste Ursache" gebe, und bemerkt ganz richtig, daß selbst mit der Annahme einer „ersten Ursache" unser Denken noch nicht zur Ruhe und endgiltigen Klarheit komme. Die persönlichen, innerlichen Empfindungen und Ueberzeugungen scheinen ihm je länger je weniger beweiskräftig: sie sind durchaus willkürlich, wechselnd und subjektiv. Sie beweisen nichts und widerlegen nichts und können durchaus natürlich erklärt werden. Der Beweis e consensu gentium ist verfehlt; denn die Allgemeinheit des Gottesbewußtseins bei allen Menschen ist eben nicht bewiesen. Der kosmologische Beweis legt allerdings die Annahme nahe, daß dies wunderbare Weltall nicht aus dem blinden Zufall oder aus der Notwendigkeit, sondern aus „einem intelligenten, dem des Menschen in einem gewissen Grade analogen Geiste" stamme; aber doch ist das nur eine unsichere, schwankende Vermutung. Der teleologische Beweis hat zunächst auf Darwin einen großen Eindruck gemacht, zumal ja gerade Darwins eigne Arbeit den Zweck in der Natur so energisch und fruchtbar zur Geltung brachte. Aber immer mehr wehrt er sich dagegen, daß diese Zweckmäßigkeit in der vorherbestimmenden Absicht eines persönlichen Wesens begründet sei. Dagegen spreche schon das Leiden in der Welt. Sodann sei es ein thörichter Gedanke, daß ein Gott sich um alle die unbedeutenden Kleinigkeiten im Weltlauf kümmern solle, z. B. daß er „zum Amüsement des Menschen" aus einer Feldtaube eine Kropf- und Pfauentaube werden lasse und dergl. Soweit sich Zweckmäßigkeit finde, sei sie durch das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl zur Genüge erklärt. „Ihre Frage, was mich von einem Zwecke überzeugen könnte, ist verfänglich," so schreibt er an Gray. „Wenn ich einen Engel herabsteigen sähe, um uns das Gute zu lehren, und wenn ich dadurch, daß andre ihn auch sähen, überzeugt wäre, daß ich nicht verrückt wäre, so würde ich an Beabsichtigung glauben. Wenn ich durchaus überzeugt werden könnte, daß Leben und Geist in einer unbekannten Weise eine Funktion andrer imponderabler Kräfte seien, so würde ich überzeugt werden. Wenn der Mensch aus Messing oder Eisen gemacht wäre und in keinerlei Weise mit irgend einem andern Organismus in Zusammenhang stünde, der jemals gelebt hat, so würde ich vielleicht überzeugt werden. Doch das ist kindisches Geschreibsel." — Das sind diese letzten Sätze allerdings. Sie entsprechen in keiner Weise der Größe und der Tiefe und dem Ernst des mit solchen Reden nur abgelehnten, aber nicht widerlegten Problems. Sie beweisen nur, daß die dauernde und einseitige Beschäftigung mit der Naturwissenschaft Darwin zum Verständnis und zur Behandlung philosophischer und religiöser Probleme nur unfähiger gemacht haben. Seine willkürlichen und sprunghaften Einwände und Forderungen sind den scholastischen Gottesbeweisen durchaus ebenbürtig. Dafür könnten noch eine ganze Reihe von Beispielen beigebracht werden.

Die einzige religiöse Wahrheit, die Darwin mit einiger Wärme vertritt, ist die Unsterblichkeit der Seele:

> Glaubt man, wie ich es thue, daß der Mensch in weit entfernter Zukunft ein weit vollkommneres Geschöpf, als er jetzt ist, sein wird, so ist es ein unerträglicher Gedanke, daß er und alle andern empfindenden Wesen zu vollständiger Vernichtung verurteilt sein sollte nach einem so lange fortdauernden langsamen Fortschritt. Denen, die die Unsterblichkeit unsrer Seele annehmen, wird die Zerstörung unsrer Welt nicht so furchtbar erscheinen. (1876)

Dies ist eine glückliche Inkonsequenz; denn ein „unerträglicher" Gedanke ist noch kein „unrichtiger" Gedanke.

Die Religion besteht für Darwin ebenso wie für seine orthodoxen Gegner in erster Linie in einer Reihe religiöser Ansichten, göttlicher Lehren, die zum Teil auf Natur und Vernunft, zum Teil auf göttliche, übernatürliche Offenbarungen gegründet sein sollen. Die letztern werden von ihm durch historische Kritik beseitigt; die erstern bringt er in eine naturwissenschaftliche Form, die für Gott keinen Raum läßt. Aber das ganze religiöse Gebiet will er doch nicht geleugnet und verworfen haben. Nur bewegt er sich dabei in fruchtlosem Bemühen, einen festen Punkt zu finden. Ueber Widersprüche, fragmentarische Gedankenreihen, Unklarheiten, Einfälle und schwankende Empfindungen kommt er aber dabei nicht hinaus. Seine eignen Aufstellungen haben fast genau dieselben Gebrechen wie die Lehren seiner orthodoxen Gegner. So lehnt er es denn am liebsten ab, davon etwas zu wissen und zu sagen und sich damit überhaupt zu beschäftigen.

Das „Universum" liegt vor ihm wie ein aufgeschlagnes Buch. Aber „die erste Ursache," „das Geheimnis des Anfangs aller Dinge," der Ursprung der Materie, der Ursprung des Bösen, die Prädestination und der freie Wille und allerlei solche Fragen, die seines Erachtens die Grundlage und den eigentlichen Inhalt der „Religion" ausmachen, sind ihm Geheimnisse, über die man nichts wissen kann, und haben vielleicht überhaupt keinen Sinn, deshalb hält er sich möglichst von ihnen fern. „Der Mensch kann aber seine Pflicht thun."

Es ist kein Zweifel: die überlieferten theologischen Formen der christlichen Religion hat Darwin, wenn auch wider seinen Willen, in einen Zersetzungsprozeß hineingezogen. Aber seine „Stellung zum Christentum" ist durch diese Thatsache allein noch nicht hinreichend charakterisirt, ebenso wenig wie das Verhältnis christlicher Religiosität zu Darwins Ansichten. Darüber künftig noch ein Wort.

W Bornemann

Die armenische Kirche unter türkischer Herrschaft

1

Die armenische Kirche ist eine noch wenig bekannte Größe. Aber auch das armenische Volk als solches ist erst vor kurzer Zeit in den Gesichtskreis des europäischen Publikums getreten und hat nur in England die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen.

Daß man sich mit ihm in der Presse und in politischen Kreisen zu beschäftigen begann, dazu hat die erste Anregung der Berliner Kongreß von 1878 gegeben. Hier traten nämlich neben Schwertträgern und Diplomaten auch zwei

armenische Erzbischöfe auf,*) gesandt von dem armenischen Patriarchen in Konstantinopel,**) um Besserung der unerfreulichen Lage ihrer unter türkischer Herrschaft stehenden Gemeinden zu erzielen. Ihre Vermittlung blieb nun insofern nicht ohne Erfolg, als der Kongreß durch den 61. Artikel seiner Beschlüsse der Hohen Pforte die Pflicht auferlegte, die Armenier gegen ihre räuberischen Nachbarn, Kurden und Tscherkessen, in Schutz zu nehmen. Fürwahr kein übergroßer Gewinn, aber immerhin groß genug für das geächtete Volk, dem es schon von hohem Wert war, daß seine Existenz vor der Welt bekannt und anerkannt und ihm ein wenn auch noch so bescheidnes Maß an Rechten, eine Art Lebenssicherheit zugesprochen wurde. Wie sind aber seitdem seine „überschwenglichen" Hoffnungen zur Verwirklichung gekommen? Wieviel Segen hat ihm jene Bestimmung des Kongresses gebracht? So viel, daß die Armenier heutzutage sehr zufrieden wären, den bei ihnen vor zwanzig Jahren herrschenden Zustand der Dinge wieder hergestellt zu sehen. So weit ist man gekommen; und warum? Diese Frage ist schon von den Armeniern selbst und von ihren wenigen Freunden in Europa mannigfach erörtert worden. Sie haben die europäischen Mächte auf die völlige Mißachtung jenes Kongreßbeschlusses durch die Türken aufmerksam zu machen gesucht, auf die unaufhörlichen Mißhandlungen der Armenier gewiesen, geklagt, gebeten — alles umsonst. Jeder Staat in Europa ist gegenwärtig von seinen innern Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen und so ängstlich um die Bewahrung des „Weltfriedens" besorgt, daß es nicht sehr befremden kann, wenn von fernen Ländern kommende Klagen kein Gehör finden; obwohl es nicht einzusehen ist, wer davon einen Schaden haben und wie der Friede gestört werden sollte, wenn man einem armen Volk die elementarsten Bedingungen des Lebens zu sichern und die türkische Regierung zu eignem Wohl (dabei auf Grund eines feierlich und allgemein anerkannten Rechtsspruchs) lehren wollte, ihre unstreitig besten Unterthanen menschlich zu behandeln.

Doch wir haben keineswegs die Absicht, eine neue Erörterung solcher politischen Fragen aufzunehmen, sondern gehen von der Voraussetzung aus, daß noch Christen da sind, denen jede verlorne Menschenseele leid thut, und suchen nur die Größe der bei einem christlichen Volke herrschenden Not und die daraus sich ergebenden ernsten Fragen darzulegen.

Man mag nun verschiedne Meinungen darüber haben, wie weit die Armenier selbst an ihrem heutigen Unglück mitschuldig sind; man mag dies oder jenes, was von ihnen oder über sie erzählt wird, für übertrieben oder unwahr halten, — daß aber ihre Lage im allgemeinen eine unerträgliche ist, das wird wohl niemand mehr leugnen. Die Not ist da; das ist eine brutale Thatsache. Denn so wahr die Dinge hier schlimmer liegen, als eine Feder sie je geschildert hat oder zu schildern vermag, so sicher kann auch durch keine Künste der Beschönigung ein Bild von ihnen gezeichnet werden, das nicht abschreckend für einen gewissenhaften Europäer wäre. Man denke nur daran, daß die Armenier überall mitten in einer muhamedanischen Bevölkerung wohnen, die Waffen trägt und in ihrer Herrscherstellung alle möglichen Gewaltthaten sich erlaubt, während sie selbst nicht einmal ein größeres Messer bei sich tragen dürfen. Man erwäge weiter, daß aus denselben Kurden, vor denen sie als vor einer Landplage kraft der erwähnten Bestimmung des Kongresses geschützt werden sollten, in den letzten Jahren reguläre Truppen gebildet sind, die nun erst recht nach Willkür schalten und walten, als Waffe in der Hand der Regierung, um die vermeintlichen Gelüste der Armenier nach Freiheit und Selbständigkeit zu dämpfen. Ferner erinnere man sich daran, wie vor ein paar Jahren ganz Deutschland in Bewegung kam und das Blut jedes wahren Germanen in Entrüstung aufwallte, als eine Schandthat an einem Deutschen in Konstantinopel verübt war (einen Minister hat der Sultan dafür absetzen müssen!); und man stelle sich vor, wie viel derartige Vorgänge tagtäglich in den entfernten asiatischen Provinzen geschehen, an einem schutz- und wehrlosen Volke. Man wähne aber ja nicht, es sei nur aus solchem Grunde den Armeniern die Heimat so sehr verleidet worden, daß sie am liebsten allesamt Heil im Auslande suchten, wie denn in Amerika allein gegenwärtig mehrere tausend Armenier sich finden und sich fortwährend mehren, während vor zehn bis zwanzig Jahren kaum ein paar Dutzend dort zu zählen waren. So edel ist das Blut dieser Asiaten nicht. O, sie leiden auch, sie haben auch ein edles Blut gehabt, und ganz geschwunden ist es wahrlich nicht; aber ein jahrhundertelanges schweres Schicksal hat sie gelehrt, Schimpf und Schande leichter zu ertragen, als es andern vielleicht möglich wäre. Auch nicht der Druck der nach willkürlichen Maßstäben auferlegten Steuern, nicht einzelne Gewaltthaten, nicht die wenig gerechte Gerichtsführung u. dgl. machen ihre Lage unerträglich; dies alles hat in einem kleinen oder größern Umfange immer stattgefunden, und wenn es auch in unsrer Zeit schwerer erträglich ist, die eigentliche Volkskraft würde es vielleicht dennoch nicht untergraben. Es sind andre Dinge, wodurch diese Gefahr in drohende Nähe gerückt ist.

Die türkische Regierung,*) nachdem ihr so viele Provinzen verloren gegangen und auch die Klagen der übrigen Unterthanen vor das europäische Tribunal gekommen sind, wittert jetzt überall Empörungspläne und versetzt, durch die europäische Politik gedeckt, ihre asiatischen Provinzen in einen solchen Zustand, daß dort eine christliche Bevölkerung kaum noch Anspruch auf selbständiges Leben machen und den Schutz fremder Staaten suchen kann. Wird man sich wundern, wenn die Armenier dabei über alle Maßen schwer zu leiden haben? Wenn nun ein weltbekannter Räuber und Mörder in Konstantinopel selbst vor den Augen Europas von dem obersten türkischen Gerichtshof für unschuldig erklärt und freigelassen wurde, während andrerseits Scharen von Armeniern immer wieder als politische Verbrecher von denselben Richtern und vor denselben Zuschauern nach kurzem Prozeß verurteilt und aufs Schafott geschickt werden — so ist das noch nicht das Schlimmste. Wenn ferner eine grenzenlose Mißwirtschaft es dahin gebracht hat, daß seit dem vergangnen Winter eine jammervolle Hungersnot im Lande herrscht und die Armenier massenweise, nachdem sie unterwegs auch dem kurdischen Schwert den nötigen Tribut gezahlt hatten, zu ihren Volksgenossen im russischen Gebiete flüchteten, den Patriarchensitz in Edschmiadsin belagerten um Brot bittend,**) so könnte man auch das vielleicht als etwas Vorübergehendes ansehen. — Es genügt, sich zu vergegenwärtigen, welcher ungeheure Druck unter solchen Umständen auf den Geistern lastet, in einem Lande, wo man auf einen grundlosen Verdacht hin, auf Angeberei eines niederträchtigen Gesellen ganze Massen ins Gefängnis bringen, sie monatelang martern und dann, wenn weder Geld noch Geständnis von ihnen zu erpressen ist und wenigstens ein Teil von ihnen die Freiheit erhält, sie nötigen kann, in die Kirche zu gehen und dankbaren Herzens für den gnädigen Landesherrn zu beten; in einem Lande, wo kein einigermaßen gebildeter Mann in der Provinz sich aufhalten und ein öffentliches Amt vertreten kann (falls er nicht gerade im Dienste der Regierung steht).

*) Einer von diesen, Mekertitsch Khrimian, ist gegenwärtig Patriarch aller Armenier, der andre ist gestorben.

**) Der oberste Patriarch oder der Katholikos aller Armenier hat seinen Sitz in dem altberühmten Kloster Edschmiadsin, sehr nahe am Berge Ararat, während der Patriarch von Konstantinopel nur ein Gegenstück zum ökumenischen Patriarchen ist, in kirchlichen Dingen dem Patriarchen von Edschmiadsin untergeben, in politischer Hinsicht Repräsentant der türkischen Armenier vor der Regierung. Bischöfe kann nur der oberste Patriarch weihen.

*) Richtiger vielleicht: der gegenwärtig herrschende Sultan selbst, der hinter seinen von den Europäern oft mit Recht oder Unrecht gepriesenen aufgeklärten Ideen eine von beständigem Verdacht gequälte Seele birgt, sodaß nicht einmal seine nächsten und höchsten Beamten ohne seine besondre Erlaubnis zu einem Gastmahl zusammenkommen können. Vor diesem Verdacht ist kein Unterthan seines Lebens sicher.

**) Auf ein Gesuch des Patriarchen hatte die russische Regierung gestattet, daß diese Unglücklichen in den Provinzen Kars und Erivan Aufnahme fänden, um beim Beginn der neuen Ernte wieder in ihre Heimat zurückzukehren; worauf dann ein rührendes Rundschreiben des Patriarchen eine reiche Kollekte zustande brachte, die sie vom Hungertode rettete. Was wird aber ihr späteres Schicksal sein? Aus der Türkei kommen Nachrichten, nach denen man andre Massen der Flüchtlinge (aus Musch) auf der Grenze (z. B. in Sinope), zur Heimkehr gezwungen hat, wobei sie selbstverständlich meist elend umkommen mußten.

Wenn er im Auslande verweilt, wagt er nicht heimzukehren, weil eine einzige in seinem Hause gefundne europäische Zeitung unter Umständen genügt, um ihn als Europäer zu kennzeichnen, ihm Gefängnis, Exil, womöglich Todesstrafe einzubringen. Jede Zeitungsnummer muß mit einem Lobspruch auf den Sultan beginnen und schließen, um überhaupt druckfähig zu werden. Verboten sind alle Bücher, in denen die türkischen Zensoren (mit ihrem bekannten Scharfsinn, mit ihrer großen Gelehrsamkeit und Redlichkeit!) irgend etwas Verdächtiges zu finden meinen. Kaum den Namen „Armenien,“ „Armenier“ darf man aussprechen. Scheint alles dies übertrieben, unglaublich? Der Schreiber dieses ist freilich nicht an Ort und Stelle gewesen, aber er berichtet das, was er von sehr zuverlässigen Augenzeugen gehört hat. Er hat selber, im freien Europa, in einem Kreis junger Armenier aus der Türkei verweilt, die aufgefordert wurden, ein armenisches Lied zu singen, und nicht wagten das zu thun, aus Furcht, es möchte sich ein Verräter finden, der die Sache den türkischen Beamten zutragen und so jenen die Rückkehr nach der Heimat gefährlich machen könnte. Ist ein größeres Elend denkbar?

Es ist ja leicht, mit Verachtung auf solche Leute herabzusehen und zu meinen, so feige, unehrliche Menschen verdienen kein besseres Geschick. Ja wohl, aus der Ferne, aus einem freien Lande, aus wohlgeordneten Verhältnissen heraus läßt sich leicht so reden. Welches Volk hat denn für seine Freiheit, für seine Ehre, für seine sittlichen Güter länger und zäher gekämpft und auch in seiner Knechtschaft verhältnismäßig mehr Adel des Geistes sehen lassen, als eben das armenische? Aber alles hat seine Grenzen, auch die Geduld des Armeniers. Die nüchterne, lange dauernde Gelassenheit ist eine seiner charakteristischen Züge. Wenn aber einmal das Maß voll ist, so giebt er sich dem übermütigen Unterdrücker als Erbe einer ruhmreichen Vergangenheit zu erkennen. Wenn die Zeitungen gelegentlich berichten, daß hie und da Armenier ihren Bedrängern die Waffen entrissen und um Leben und Tod rangen, so ist daraus nichts andres zu schließen, als daß die ihrer Geduld gestellte Probe allzu hart war. Noch sind ganze von Armeniern bewohnte Bezirke in einer Art Belagerungszustand, und ein dumpfes Gähren geht fast durch das ganze Volk. Man hält verschiedne in Europa weilende Armenier für die Aufwiegler, die durch Verbreitung ihrer bösen Ideen die treuen, friedlichen Unterthanen zum Verrat, zum Kampfe gegen ihren Landesherrn reizen. Gesetzt, es wäre so, gesetzt, es gäbe auch in Armenien eine Art Sozialdemokraten, die für ihre Ideen Propaganda machten. Wenn nun das schwer mißhandelte, bis zum äußersten getriebne Volk, das von solchen Ideen gar nichts versteht und nur einen Ausweg aus seiner Not sucht, zu ihnen abfällt und der Aufstand, der bis jetzt bloß an einzelnen Stellen aufflackert, ganze Provinzen ergreift — was dann? Wird Europa auch da gleichgiltig zusehen, wenn die Türken die Empörungsgelüste dieser „Sozialdemokraten“ in Strömen Blutes ersticken und für europäische Aufwiegler an der unschuldigen Masse ihrer Volksgenossen Rache nehmen? Das ist keine Phantasie, sondern kann leicht in wenigen Monaten zur bittern Wahrheit werden. Wird es aber nicht zur Wahrheit, sind die Armenier in solchen Zustand versetzt, daß sie sich nicht rühren können, was ist der Gewinn davon? Ein langsamer Tod statt eines schnellen. Wie die Dinge jetzt liegen, giebt es kaum eine dritte Wahl. Muß denn den Türken gestattet sein, das Eine zu vollziehen, um das Andre zu verhindern, und giebt es kein Mittel, beides zu verhindern?

K—t

Y. P. S. C. E.

Was für Hieroglyphen? —

Laß die Hieroglyphen für den Augenblick, lieber Leser, und folge mir ins Land der modernen Hieroglyphen, nach China. Wir sind in Shanghai. Es ist Abend, und du erlaubst wohl, daß ich dich mitnehme in eine Versammlung, die dich interessiren wird. Wollen wir einen Rikshaw*) nehmen? Es ist wohl besser, denn der Sommerabend zeigt sich etwas regnerisch. So rollen wir denn schnell durch die Straßen dahin, huschen vorüber an Hunderten von bartlosen, bezopften, schlitzäugigen Köpfen, die aus den Schatten auftauchen und wieder verschwinden. Hier, Peking-Road! Man-man (Halt)! Siehst du das Haus mit dem breiten Hofe davor, die obern Fenster erleuchtet? Die Menge der Rikshaw-Kulis, die hier wartend lagert, zeigt, daß eine Versammlung oder Festlichkeit stattfindet. Tritt näher in das Haus der Presbyterian Mission Press. „Mrs. Fitch, darf ich Ihnen Herrn . . . . vorstellen, einen Freund der Sache?“ „Willkommen!“ So, nun wären wir glücklich an Ort und Stelle; sehen wir uns um.

Ein mäßig großer Saal ist erfüllt von einem bunten Gemisch von Europäern und Chinesen, Männern und Frauen. Die Europäer sind größtenteils Missionare oder Geistliche aus Shanghai, und zwar Männer jeder Denomination, die hier vertreten ist; die Chinesen Christen von allerlei Plätzen im Inlande. Immer noch strömen Ankömmlinge zu, der Saal faßt sie nicht alle. Bald eröffnet Gesang und Gebet die Versammlung. Es folgen Ansprachen, englisch und chinesisch. Darnach ein wenig freundliche Musik; eine Theepause mit fröhlichem Gespräch, wobei europäisch und chinesisch seltsam durcheinanderschwirrt, wie auch die hin- und hergehenden hilfreichen Hände, die lächelnden Blicke, die gütigen Worte gelbe und weiße Rasse seltsam verknüpfen; darnach wieder einige Ansprachen, englisch mit chinesischer Uebersetzung, zuletzt Gesang und Gebet, — die Versammlung zerstreut sich, es ist spät geworden.

Da bist du in ein Meeting der Y. P. S. C. E. hineingeraten. Wieder die Hieroglyphen der Ueberschrift. Was sollen sie bedeuten? Young peoples society of christian endeavor. Und was ist das für eine Gesellschaft? Gerade darüber möchte ich ein paar Worte reden, da ich glaube, daß diese Erscheinung kirchlichen Lebens allgemeines Interesse beansprucht.

Vom 23. bis zum 25. Juni dieses Jahres fand in Shanghai the first annual meeting and convention of the united society of christian endeavor for China statt. Vor mir liegen, während ich dies schreibe, ein paar Schriftchen über diese Gesellschaft, schon durch ihre Titel kenntlich als praktisch-amerikanischen Ursprungs: Raise the standard; Testimonies of pastors of many evangelical denominations to the value of the Y. P. S. C. E.; Ten reasons why, with helpful hints; Fidelity and Fellowship; vor allem aber Facts about christian endeavor**). In diesem letzten Hefte wird, um der Wißbegier aller irgendwie für die Unternehmung sich Interessirenden schnell und praktisch entgegenzukommen, in Katechismusform eine Reihe von naheliegenden Fragen mit konzisen Antworten versehen dem Leser vorgelegt, sodaß man sich sehr bald über die Hauptsachen orientiren kann. Was lernen wir nun daraus über unsre Gesellschaft?

Die Y. P. S. C. E. (man gestatte mir der Kürze halber diese Bezeichnung) ist von einem amerikanischen Geistlichen Francis E. Clark am 2. Februar 1881 in Portland (Maine) begründet. Der Zweck dieser Gründung war, junge Leute energischer zu erziehen für die Erfüllung der Pflichten, die ihnen als Mitgliedern einer Kirchengemeinschaft obliegen, und diese Erziehung sollte sich äußern in Förderung ernsten christlichen und kirchlichen Lebens unter den Mitgliedern, in Belebung der gegenseitigen Gemeinschaft und Teilnahme gegenüber allen Arbeiten und Aufgaben des Reiches Gottes. Was nun aber diese Vereinigung noch ganz besonders auszeichnet und sich allmählich vielleicht gerade als ihr größter Segen erweist, ist, daß sie eine durch alle evangelischen Denominationen als ein gemeinsames Band hindurchgehende Gemeinschaft sein will, deren Glieder jedoch darum den Zusammenhang mit ihrer eignen kirchlichen Gemeinschaft nicht lösen, sondern auf das treueste festhalten. Denominational and at the same time broadly interdenominational soll die Y. P. S. C. E. sein. Darum sind unter den Prinzipien der Gesellschaft

*) Rikshaw nennt man die leichten zweirädrigen Wagen, die, von Kulis gezogen, den Hauptverkehr in den Straßen vermitteln.

**) Erhebt das Panier; Zeugnisse von Pastoren vieler evangelischer Denominationen über den Wert der Y. P. S. C. E.; Zehn Gründe weshalb, mit nützlichen Winken; Treue und Gemeinschaft; Thatsachen über christliches Bestreben.

in schöner Einheit neben einander folgende zwei: utmost loyalty to their respective denominations on the part of all Christian Endeavor societies*); und: interdenominational spiritual fellowship among evangelical denominations, setting forth their spiritual unity in Jesus Christ**). So soll denn überall, wo in einer Gemeinde die Y. P. S. C. E. sich konstituiren will, der Pastor der Gemeinde, wenn eben möglich, der Inangriffnehmende und Leitende sein. Aber die so eng mit dem kirchlichen Einzelgemeinwesen verknüpfte Unternehmung soll doch über alle Unterschiede evangelischen Kirchentums hinweg nach allen Richtungen hin Freunden die Bruderhand reichen.

Schon höre ich deutsche Protestanten verschiedner Observanz mit hochgezognen Augenbrauen fragen: auf welcher „gemeinschaftlichen Basis des Bekenntnisses“ denn diese Angehörigen der verschiedensten Richtungen (zweiunddreißig evangelische Denominationen werden davon umfaßt; wem steigt nicht die Schamröte auf bei dieser Zahl?) zu gemeinsamer Arbeit sich verbünden? Folgendermaßen lautet die Verpflichtungsformel der Mitglieder:

Im Vertrauen, daß der Herr Jesus Christus mir Kraft gebe, verspreche ich ihm, daß ich mich bemühen will zu thun, was immer er von mir erwarten würde; daß ich es mir zur Lebensregel machen will, täglich zu beten und in der Bibel zu lesen, sowie auch meine eigne Kirche in jeder Weise zu unterstützen, insbesondre durch Teilnahme an allen regelmäßigen Sonntags- und Wochengottesdiensten, es sei denn, daß ich durch irgend etwas abgehalten würde, das ich mit gutem Gewissen vor meinen Heiland bringen kann; ferner daß ich nach bestem Wissen mein ganzes Leben hindurch mich bemühen will, ein christliches Leben zu führen. Als aktives Mitglied will ich all meinen Pflichten nachkommen, bei jedem Prayer meeting anwesend sein und mich beteiligen (abgesehen vom Singen), es sei denn, daß ich einen Hinderungsgrund habe, den ich mit gutem Gewissen meinem Herrn und Meister vorlegen kann. Wenn ich notgedrungen das monatliche Consecration meeting der Gesellschaft versäumen müßte, so will ich womöglich wenigstens einen Bibelspruch schicken, damit der bei Aufrufung meines Namens in der Liste als Antwort verlesen werde.

Man sehe, bitte, einmal über Prayer meeting und Consecration meeting als über speziell amerikanische (englische) Einrichtungen (über deren Wert ich übrigens hier nicht urteile) hinweg: ist nicht in der Hauptsache die Basis der Vereinigung ebenso vorzüglich wie einfach? Vertrauen auf Jesum Christum als die Quelle unsrer Kraft; Wandel als vor seinen Augen; Gebet und Schriftforschung; ernste Bethätigung seiner Eigenschaft als Glied einer Kirche; Summa: ein christliches Leben durch und durch. Ist das nicht eine gute Basis, um eine zugleich denominationelle und interdenominationelle Gemeinschaft zu begründen?

Wie sind die Erfolge? Denn über alles wünscht man heutzutage Erfolge zu sehen.

Der Erfolg liegt vor uns in folgenden Zahlen aus den ersten zehn Jahren des Bestehens der Y. P. S. C. E.

Im Jahre 1882 war die Zahl der Mitglieder		481
„ „ 1883 „ „ „ „ „		2870
„ „ 1884 „ „ „ „ „		8905
„ „ 1885 „ „ „ „ „		10964
„ „ 1886 „ „ „ „ „		50000
„ „ 1887 „ „ „ „ „		140000
„ „ 1888 „ „ „ „ „		300000
„ „ 1889 „ „ „ „ „		500000
„ „ 1890 „ „ „ „ „	über	600000
„ „ 1891 „ „ „ „ „	„	1000000

Diese Mitglieder verteilen sich in ziemlich gleichen Verhältnissen auf alle evangelischen Denominationen mit ihren Schattirungen. Sie gliedern sich in 17000 einzelne Gesellschaften, die hauptsächlich die Vereinigten Staaten, Kanada, aber auch Großbritannien, Australien und alle Missionsländer zur Heimat haben.

Der Generalsekretär der Gesellschaft hat im April 1891 in seiner Heimat, den Vereinigten Staaten, an eine große Zahl von Geistlichen der verschiedensten evangelischen Denominationen,

*) Größte Treue zu ihren besondern Denominationen bei allen Gesellschaften christlichen Bestrebens.

**) Interdenominationelle geistige Gemeinschaft unter evangelischen Denominationen, die ihre geistige Einheit darstellen in Jesus Christus.

die der Y. P. S. C. E. angehören, eine kurze Anfrage gesandt, um zu erfahren, was den Pastoren in der Erfahrung als wesentlichster Segen der Unternehmung sich darstelle. Die Antworten (zusammengestellt in dem kleinen oben erwähnten Schriftchen Fidelity and Fellowship) sind wahrhaft herzerfreuend und sehr beachtenswert. Die Gefragten heben einmütig hervor, wie glücklich der Gedanke einer solchen Vereinigung der Treue gegen die heimatliche Kirche mit interdenominationellem praktisch-christlichem Zusammenschluß sei; der Blick werde erweitert, Liebe und gegenseitige Achtung gefördert, die Kraft gestärkt, der ganze Mensch auf das Zentrale hingelenkt; und viele fühlen in diesem Zusammenschluß den Anfang einer allmählich mächtiger werdenden christlichen Einigung.

Geht es einem nicht wie ein frischer Odem durch die Brust, wenn man eine solche Geistesströmung in unsern Tagen sieht? Wälzt sich nicht ein Stein von unserm Herzen? Ein Anfang, die Enge protestantischer Parteiung zu durchbrechen mit der Kraft praktischen Christentums! Und doch, mit einem Seufzer nahm ich davon Kenntnis. Täuscht mich mein Gefühl, oder habe ich Recht, wenn ich meine, daß eine solche Einigung in Deutschland viel schwerer möglich sei als in Amerika oder England? Ich übersehe freilich nicht, daß es nicht lauter Schattenseiten unsers religiösen Lebens sind, die uns diese Aufgabe gerade besonders schwierig machen. Aber leider: sie ist bei uns besonders schwierig. Und doch, sollten wir wirklich nicht imstande sein, treue Seelen jeder Art evangelischen Glaubens in der Arbeit eines gewissenhaften Gehorsams gegen Jesum unsern Herrn zu einer christlichen Einheit zusammenzubringen? Sollte sich nicht in dem gleichen Geiste, wie jene Verpflichtungsformel der Y. P. S. C. E. ausgearbeitet ist, eine solche für deutsche Verhältnisse herstellen lassen, die die Angehörigen der verschiednen Richtungen sowohl zur Treue gegen die ihnen liebe kirchliche Gemeinschaft wie zugleich zum Zusammenschluß mit allen denen verbände, die in andern „Lagern“ doch auch eine aufrichtige Nachfolge Jesu im Leben und Streben von Herzen wollen? Und zwar müßte es ganz wie die Y. P. S. C. E. ein Zusammenschluß der jungen Leute (jeden Berufes!) sein.*) Warum, darüber lasse ich lieber jeden selbst nachdenken.

Einer der vorhin erwähnten Geistlichen, die sich aus ihrer Erfahrung heraus über die Vereinigung geäußert haben, sagt: In the church the watchwords of the past have too often been „Creed“ „Polity“ „Sect“. The results have been division, discord, weakness. The watchwords of the future will be „Christ“ „Co-operation“ „Conquest“. In these we shall triumph. Christian Endeavor has its face towards the future and its eyes in the front of its head, and I want to keep up with the procession.**)

Nun, was wollen wir in der Heimat des Protestantismus? Hintennachhinken? Hackmann

---

Die Genossenschaftsform im Dienste der Diakonie

Die Begründung des Evangelischen Diakonievereins***) hat einer eigentümlichen, anscheinend neuen Art von Genossenschaften zum Dasein verholfen, die in der Fachpresse ein ziemliches Interesse hervorruft. Die erste Notiz darüber brachte der Genossenschaftliche Wegweiser, das Organ der deutschen Zentralgenossenschaft; die Redaktion bemerkte dazu, daß diese Ausführungen „energische Anläufe zu einer sozialreformatorischen Erfassung der innern Mission im genossenschaftlichen Geiste, also eine Bewegung ankündigen, die V. A. Huber . . . so lange vergebens ersehnte.“

Gewollt freilich ist ein solcher anscheinender Fortschritt bei

*) Jede nähere Nachricht sowie orientirende Schriften über Y. P. S. C. E. werden ausgegeben durch die United Society of Christian Endeavor, 50 Bromfield Street, Boston, Mass.

**) Zu oft sind in der Kirche die Stichworte der Vergangenheit gewesen „Bekenntnis,“ „Verfassung,“ „Sekte.“ Die Ergebnisse waren Trennung, Uneinigkeit, Schwachheit. Die Stichworte der Zukunft werden sein „Christus,“ „Mitarbeit,“ „Eroberung.“ Darin werden wir triumphiren. Christliches Bestreben hat sein Antlitz der Zukunft zugewandt und seine Augen vorne im Kopf, und ich will mit in der Prozession einherziehen.

***) Vgl. Nr. 35 dieses Jahrgangs der Christlichen Welt.

der Begründung des Evangelischen Diakonievereins nicht. Es galt vielmehr, das Problem zu lösen, wie man dem Vereine die für ihn bei seinem ausgedehnten Arbeitsgebiet von Anfang an besonders wichtigen Rechte der juristischen Persönlichkeit verschaffen könne. Auf dem Verwaltungswege Korporationsrechte zu erlangen, bietet in Preußen, wie es heißt, ziemliche Schwierigkeiten und setzt ein größeres Kapital voraus, sei es an Liegenschaften, sei es an Geldmitteln. Mit beiden konnte der neu gegründete Verein nicht anfangen. Es fragte sich also, ob nicht eine der gesetzlich mit Korporationsrechten ausgestatteten Vereinsformen zu brauchen sei. Am nächsten hätte die für alle gesetzlich erlaubten Zwecke zulässige Form einer „*Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht*“ gelegen. Aber diese fordert einerseits ein für die Vereinszwecke viel zu bedeutendes Grundkapital und erschwert außerdem die beliebige Erweiterung; sie ist der Aktiengesellschaft ähnlicher als dem freien Verein. So kam die Erwägung immer wieder auf die Form einer „*Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht*“ hinaus.

Aber diese Genossenschaften, die durch das Gesetz vom 1. Mai 1889 mit Korporationsrechten ausgestattet sind, sind lediglich „Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften.“ War es möglich, die Ausbildung und korporative Zusammenfassung von Krankenpflegerinnen, die Erziehung von Töchtern gebildeter Stände im praktischen Sinne und andre derartige Vereinsbestrebungen einer „Genossenschaft“ zuzuweisen, die nach der Bestimmung von § 1 des genannten Gesetzes eine Gesellschaft von nicht geschlossener Mitgliederzahl sein muß, „die die Förderung des Erwerbs oder der Wirtschaft ihrer Mitglieder mittelst gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs bezweckt“?

Gewiß wäre es möglich gewesen, eine Genossenschaft von solchen weiblichen Personen unter dies Gesetz zu stellen, die sich die Ausbildung und Anstellung in der Krankenpflege hätten sichern wollen, denn durch beides würden sie ihren Erwerb fördern. Aber erstlich und vor allem wäre es der Tod aller Diakonie, wollte man sie allein unter den Titel des Erwerbs stellen; sie muß freie Liebesthätigkeit bleiben, wenn sie sich auch nicht zu scheuen braucht, den nötigen Unterhalt sich gewähren zu lassen. Sodann hätte eine Genossenschaft nur von Krankenpflegerinnen nicht die Möglichkeit gehabt, mit solchen, denen sie dienen will, genossenschaftlich zusammenzuarbeiten, was ihr materiell und ideell von größtem Nachteile gewesen wäre.

Aber die, denen die Krankenpflegerinnen dienen wollen, erhalten ja durch deren Pflegerdienste eine Förderung, die sich sehr wohl als „Förderung ihrer Wirtschaft“ ansehen läßt. Es wäre ganz wohl möglich, wie man sich genossenschaftlich materielle Krankenunterstützung sichert, so auch durch eine Genossenschaft sich für den Krankheitsfall die Dienste einer ausgebildeten Krankenpflegerin zu sichern. Aber auch eine solche Genossenschaft unter denen, die nicht Kranke pflegen, sondern eventuell als Kranke selbst verpflegt werden wollen, hätte dem Zwecke nicht entsprochen.

War es denn nun nicht möglich, die beiden auf einander angewiesenen Gruppen zu einer einheitlichen Genossenschaft zu verschmelzen? Unzweifelhaft. Und so ist der Evangelische Diakonieverein unter dem offiziellen Namen „Verein zur Sicherstellung von Dienstleistungen der evangelischen Diakonie, eingetragne Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht“ errichtet als die meines Wissens erste „Genossenschaft zwischen zwei korrespondirenden Interessentengruppen.“ Gegenstand des Unternehmens sind Veranstaltungen, durch die die Mitglieder teils Dienste der evangelischen Diakonie sich sichern, teils in solcher Dienstleistung sichergestellt werden. Der angeführte Artikel des „Genossenschaftlichen Wegweiser“ sagt darüber:

Das Bedürfnis der einen Interessegruppe findet seine Befriedigung durch die entgegenstehende, und umgekehrt; die Genossenschaft dient also hier nicht zur gemeinsamen Geltendmachung desselben, für alle gleichen Bedürfnisses, sondern zum gegenseitigen Ausgleich zwischen zwei auf einander angewiesenen, sich unter einander ergänzenden Interessen. Die Krankenhäuser und sonstigen Angehörigen der einen Gruppe wollen im Interesse der Förderung ihrer Wirtschaft sich die Dienste geschulter und gebildeter Krankenpflegerinnen sichern; diese wiederum, die zweite Gruppe, wollen zur Förderung ihres Erwerbs in solcher Dienstleistung sichergestellt werden. A braucht B, B braucht A; die Genossenschaft ist der ehrliche Makler, der beide zusammenbringt.

Man denke sich dieses Prinzip auf die Industrie übertragen, in der Weise, daß nicht Fabrikantenringe auf der einen, Gewerkvereine auf der andern Seite gegen einander ihre Sonderinteressen zur Geltung zu bringen suchen, sondern daß die Unternehmer und die Arbeiter eines Industriezweiges ihre gemeinschaftlichen Interessen durch eine beide Gruppen umfassende Genossenschaft nach außen hin zur Geltung, nach innen zu gegenseitigem Ausgleich bringen, und man wird ahnen, daß dem sozialreformatorischen Genossenschaftswesen durch solche Genossenschaften zwischen korrespondirenden Interessentengruppen eine verheißungsvolle neue Bahn eröffnet wird.

Es ist weder meine Aufgabe, noch die dieser Blätter, diese Perspektive weiter zu verfolgen. Aber es schien nützlich, in einem kirchlichen Blatte auf die hier betretne Bahn speziell zur Beachtung bei Werken der Diakonie hinzuweisen. Gewiß, es ist ein Nachteil, wenn die gesetzlich erforderliche Heraushebung allein des Erwerbs- und Wirtschaftsinteresses den idealen Zweck der Diakonie verdunkeln sollte. Aber die Form der Genossenschaft nötigt dazu nicht, wie umgekehrt die ausschließliche oder überwiegende Betonung der idealen Seite der Werke der innern Mission nicht vor Verweltlichung schützt. Ein gar nicht gering zu schätzender Vorteil der Genossenschaftsform aber ist der, daß sie nötigt, die Schützlinge innerhalb der Genossenschaft den Patronen rechtsgleich zu stellen. Bei so vielen Wohlthätigkeitsvereinen hat zuweilen schon der Zuschauer, viel häufiger jedenfalls noch der Empfänger der Wohlthat den Eindruck, daß noch andre Motive als die Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe bei den Wohlthätern bestimmend sind. Und darum verfehlt mancher Verein zur Linderung sozialer Notstände mehr oder weniger seinen Zweck, erreicht ihn wenigstens nicht ganz. Bei der angegebnen Genossenschaftsorganisation dagegen hat die eine Gruppe das gleiche Recht wie die andre; es dürfte darum leichter sein, wirklich für und mit einander zu arbeiten.

Zimmer

Marie von Ebner-Eschenbach

Vielleicht ist es überflüssig, den Leserkreis der Christlichen Welt noch aufmerksam zu machen auf eine Schriftstellerin, die schon seit Jahren einen unbestrittnen Ehrenplatz in der heutigen Erzählungslitteratur einnimmt. Aber die neuerschienene Ausgabe ihrer *Gesammelten Schriften**) giebt eine Veranlassung, ihre Werke dem gebildeten deutschen Hause aufs neue ans Herz zu legen. Ich sage: dem deutschen Hause, und bin mir wohl bewußt, was ich damit sage. Ich meine allerdings, es sei dies eine Familienlektüre im edelsten Sinne des Wortes. Freilich wird man sich über den Begriff der „Familienlektüre“ erst einigen müssen. Denn über diesen Punkt giebt es ja wohl sehr verschiedne Ansichten. Es ist unglaublich, was manche junge Mädchen „lesen dürfen“ und was ihnen „noch nicht“ erlaubt wird. Die Gesichtspunkte der hier in Frage kommenden Mütter sind oft recht dunkel. Aber ich meine, es sollten in unserm Kreise auch hierüber allmählich feste Ansichten sich bilden. Und als Kriterium für das, was im allgemeinen zulässig ist, scheint mir nichts andres aufgestellt werden zu können, als das, was jüngst Tolstoi als Merkmal eines guten Buches überhaupt hingestellt hat: daß nämlich der Verfasser zu seinem Gegenstande ein klares, leicht erkennbares *sittliches* Verhältnis einnehme. Wo ein „Standpunkt“ fehlt, da können, ja müssen viele Dichtungen dem unbefriedigten Gemüte zum Schaden gereichen. Wo aber ein *sittliches Urteil* aus dem Erzählten hervorleuchtet, da können die erzählten *Thatsachen* nicht schaden, vorausgesetzt, daß sie nicht überhaupt schon auf ein verdorbnes Gemüt stoßen. Einem solchen wäre freilich Romanlektüre überhaupt zu verbieten.

Unsre Verfasserin hat einen klaren und sehr ernsten Standpunkt, wie man leicht aus dem Bande *Aphorismen* erkennen kann. Am erschütterndsten tritt er uns aber entgegen in der Erzählung *Unsühnbar*. Der Inhalt ist in Kürze der, daß eine Frau, die in einem Augenblicke der Leidenschaft ihrem verehrten, später auch geliebten Manne die Treue gebrochen hat, an der „Unsühnbarkeit“ dieses Fehltritts zu Grunde geht, obwohl sie durch heroische Entsagung und Demütigung alles

*) Berlin, Paetels Verlag, 6 Bände.

zu seiner Abbüßung gethan zu haben scheint, was notwendig ist. Bewundrungswürdig ist an dieser Erzählung, daß die Verfasserin — gar nicht frauenzimmerlich — den Mut gehabt hat, bis zum Ende diesen starren, unbeugsamen Standpunkt festzuhalten. Sie hat ihrem Publikum nicht die Konzession gemacht, einen „versöhnenden" Schluß hinzuzufügen. Nicht einmal der Tod der unaussprechlich edlen Dulderin versöhnt uns. Denn im Augenblick des Sterbens bekennt sie, alles verloren zu haben, auch den Glauben an die Versöhnung . . . „den Glauben selbst an meinen freien Willen . . . Und doch nur einen Wunsch . . . O, hätte ich nie ein Unrecht gethan!" Dieser trostlose Schluß behält nun freilich etwas Unbefriedigendes für uns. Nicht aus einer weichlichen Empfindung heraus sagen wir das. Im Gegenteil — lieber so, als etwa eine gerührte Versöhnungsszene! Aber in diesem Schluß liegt etwas nicht Ueberzeugendes. Und das entspringt, wie ich meine, aus einer falschen Fragestellung, die vielleicht mit dem Katholizismus der Dichterin zusammenhängt. Auf die eine Schale der Wage hat sie die eine große Schuld gelegt und auf die andre ein ganzes Leben voll Liebe, Edelmut, Entsagung, Leiden und Gewissensqual, und doch will die Schale mit der Schuld nicht steigen! Gewiß nicht — das kann bei einem fein entwickelten Gewissen nie geschehen. Denn jede Schuld bleibt in ihrer Art unendlich viel größer und schwerer, als alles, was als Ersatz dafür geboten werden könnte. Aber wer heißt uns denn, im sittlichen Leben zu wägen und zu zählen und zu messen? Und was ist das für eine Vorstellung von Gott, wenn man ihn als Buchführer denkt über unser Leben? Das ist jüdische Weltanschauung und von daher noch im Katholizismus heimisch — aber ist das die frohe Botschaft des Evangeliums? Nein und abermals nein! Denn das ist ja gerade das Eigentümliche der Botschaft von der Gnade Gottes, daß auch das makelloseste Leben uns keinen Schritt näher zu Gott bringen könnte, wenn er uns nicht schon längst tausend Schritte entgegen gekommen wäre; daß wir in seiner Liebeshand sind, ob wir sündigen oder nicht sündigen, ob wir wollen oder nicht. Wir können unser Herz absperren und uns gegen ihn aufbäumen, wir können das letzte Organ für das Göttliche ertöten und uns ihm mit aller Gewalt fremd machen — aber wir können nicht von ihm loskommen. So kann uns auch die größte Sünde nicht aus seiner Hand reißen — objektiv angesehen. Freilich subjektiv wird es oft schwer sein, das zu glauben. Je zarter das Gewissen ist, um so höhere Berge werden sich zwischen uns und Gott auftürmen. Aber, um sie wegzuschaffen, ist das verkehrteste Mittel von der Welt, gegen jenen Pelion von Schuldbewußtsein einen Ossa von Sühnethaten aufzuhäufen. Als ob nicht Gott immer ferner dadurch träte! Hier giebt es nur ein Mittel: den Wagemut des Vertrauens! Es gilt mit einem großen Entschluß die in Wolken verhüllte Hand Gottes zu ergreifen, an ihr sich aufzurichten und von ihr geleitet einen neuen Weg zu beschreiten. Ob dies möglich oder unmöglich sei, darüber läßt sich nicht streiten, es läßt sich nur durch persönlichste Erfahrung erproben. Wer es aber gewagt hat, der weiß, daß nur auf diesem Wege des Glaubensgehorsams Ueberwindung des Schuldbewußtseins möglich ist. Nicht als ob der Ernst der Sünde damit irgendwie abgeschwächt würde. Im Gegenteil: die Erinnerung an die vergangne Schuld wird, je ernster wir es mit dem Glauben nehmen, als Stachel fortwirken, aber vorwärtstreibend, nicht lähmend. Kehren wir zur Heldin des Romans zurück, so verstehen wir, weshalb sie keinen Frieden gefunden hat und an Gott verzweifeln mußte.

Eine unendlich freudigere und kraftvollere Stimmung durchweht die andre größere Erzählung: Das Gemeindekind. Der Vagabundensohn, der allen Mächten zum Trotz sich zu einem tüchtigen Manne heraufarbeitet, ist eine Gestalt, die man nicht wieder vergißt. In dieser meisterhaften Geschichte, die ich ohne Bedenken an die Spitze der Werke unsrer Dichterin stelle, und die einen hervorragenden Platz in der Litteratur aller Zeiten behalten wird, kommt das Vertrauen auf die sittlichen Kräfte des ehrlichen, strebenden Menschen in einer Weise zum Ausdruck, die einen rechten Kontrast zu „Unsühnbar" bildet. Hier hat die Verfasserin in sehr feiner Weise den Punkt bezeichnet, an dem der Umschwung von der Verkommenheit zur Besserung eintritt. Von dem Augenblick an, wo der Held mit der bisherigen Methode bricht, sich als noch schlechter erscheinen zu lassen, als er ist, also in dem Augenblick, wo er es wagt, den Trotz abzuschütteln und gut sein, aber auch als gut gelten zu wollen, geht er aufwärts. Man kann die Macht des Vertrauens zum Guten nicht überzeugender schildern als es hier geschieht.

Was soll ich von der Fülle der andern Erzählungen sagen? Sie zeigen durchweg eine Kraft anschaulicher Phantasie, eine Meisterschaft der Form, die sich namentlich in Gesprächen zeigt, und vor allem höchsten Adel der Gesinnung in einer harmonischen Vereinigung, die selten ist. Von der Würdigung der künstlerischen Seite sehe ich hier ab. Man muß eben selber lesen und genießen. Nur eins möchte ich noch hervorheben: geradezu unwiderstehlich sind eine milde Resignation und ein unbeschreiblich wohlthuender, wärmender Humor. Um dieser beiden Züge willen muß die Dichterin sich schon gefallen lassen, daß man sie nicht nur rühmt und bewundert, sondern vor allem sie von Herzen lieb hat. Johannes Weiß

Verschiedenes

(Die Not des vierten Standes) Es ist ein ergreifendes Bild, das uns in diesem Buche*) vor die Augen gemalt wird. Der müßte ein Herz von Stein haben, den diese Schilderung des namenlosen Elends der arbeitenden Klassen nicht im Innersten ergriffe. Das Buch ist von einem Arzte geschrieben. Mit scharfem Blick sucht er überall die Ursachen der Not zu erspähen, denn „nur auf die Diagnose kann die Heilung folgen." Was er zu Tage fördert, ist eine Anklage gegen die herrschenden Klassen, wie sie ernster und gewaltiger nicht erhoben werden kann: „Man denkt nicht daran, die Mängel des Proletariats aus seiner elenden Lage zu erklären, und hält sich dem Gedanken fern, daß es jedermanns Pflicht sei, durch redliche Beihilfe zur Verbesserung dieser Lage, auch zur moralischen Hebung des vierten Standes beizutragen." (S. 166)

Was der Verfasser im einzelnen sagt, ist nicht neu. Aber die Beleuchtung, die auf die Frage vom Standpunkte des Arztes aus fällt, ist eigentümlich und höchst beachtenswert. Die Zusammenstellung des ungemein reichen, mit großem Fleiß gesammelten Materials ist vorzüglich. Eine Fülle fein beobachteter Einzelbeispiele aus der eignen Praxis beleben die Darstellung. Die ausgedehnte Verwendung statistischer Angaben dient dazu, die Größe des Elends scharf herauszustellen. Mit schonungsloser Offenheit werden die Ausstände und deren Ursachen in ihrer ganzen Furchtbarkeit ans Tageslicht gezogen. Daß dabei Dinge besprochen werden, die nicht für jedermanns Ohren taugen, ist unvermeidlich.

In den drei ersten Abschnitten (Die Lebensverhältnisse der Arbeiter; Die Ursachen der Krankheiten; Die Strafgesetze und der vierte Stand) spricht in erster Linie der Mediziner. An der Hand der Statistik wird nachgewiesen, wie furchtbar die Verheerungen sind, die durch eine aller Hygiene und Humanität hohnsprechende Behandlung der Arbeiter angerichtet werden. Um nur ein Beispiel anzuführen: Im mittlern Europa starben von 1000 Personen der wohlhabenden Stände jährlich etwa 34 an der Lungenschwindsucht, von den Arbeitern erliegen 70—100 derselben Krankheit; bei Epidemien fallen auf einen Todesfall der reichern Stände etwa 30—60 der Arbeiterklassen! — In dem vierten Abschnitte wird das Verhältnis der herrschenden Klassen zu den Arbeitern einer Prüfung unterzogen. Es ist eine nicht zu leugnende Thatsache, daß in den „obern" Volksschichten noch immer eine geradezu erstaunliche Unkenntnis der Arbeiterzustände herrscht. Dazu kommt die Gewinnsucht, die schonungslose Ausbeutung des Arbeiterstandes durch das Kapital, die eine Besserung unmöglich machen. Schließlich ist die im Dienste des Kapitalismus stehende Presse aufs eifrigste bemüht, mit den Waffen der Unwahrhaftigkeit und Entstellung eine falsche Ansicht über die Forderungen der Arbeiter zu verbreiten.

In dem letzten Abschnitt setzt sich der Verfasser mit der Sozialdemokratie aus einander. Er erkennt den größten Teil ihrer Forderungen als berechtigt an; ja er geht so weit, zu behaupten: „Der Plan, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung durch Beimischung einiger kommunistischer Einrichtungen zu verbessern, wäre nicht schlechthin als utopisch zu verwerfen." Gewiß hat er darin Recht, denn er denkt dabei nicht an einen nebelhaften „Zukunftsstaat." Die wahre Erfüllung des Staatsgedankens ist vielmehr, „daß jeder Bürger und jede selbständige Bürgerin, die Arbeiter wie die Studirten, genau dieselben Rechte und Pflichten ausüben, also die politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung aller, nicht die Herrschaft einiger Klassen über andre. Wenn das die Massen empfinden und verstehen werden, dann ist der Zukunftsstaat da." Wenn freilich von Republikanismus, Vaterlandslosigkeit und Atheismus gesagt wird, sie hätten „sehr wenig Anhang in den Arbeiterkreisen," so wird mancher geneigt sein, dem zu widersprechen oder doch daran zu zweifeln.

*) Die Not des vierten Standes. Von einem Arzte. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow, 1894. 2 Mk.

In welcher Tendenz unser Buch geschrieben ist, sagt der Verfasser selbst in der Schlußbetrachtung. Es heißt da: „Es kam mir vornehmlich darauf an, einmal offen auszusprechen, was ein nicht geringer Teil der Gebildeten gegenwärtig im stillen denkt, nämlich daß die wesentlichen Punkte der sozialdemokratischen Forderungen ihre innere Berechtigung haben, daß die Sozialisten nicht so schlecht und überspannt sind, als sie von ihren Gegnern hingestellt werden, und daß man ein guter Christ sein kann und doch den Bestrebungen der Arbeiterpartei seine Anerkennung nicht versagen darf, zumal da die Brüderlichkeit, der sittliche Gebrauch des Reichtums, die Milderung des irdischen Elends, die Barmherzigkeit echt christliche Ideen sind."

Möchten recht viele durch das Lesen des Buches dieser Ueberzeugung gewonnen werden! E Tn

(Aus der Redaktion der Volksrundschau) ist Heinrich Sohnrey bereits wieder ausgeschieden. Ein Redaktionswechsel ist ja sonst kein Ereignis, das die öffentliche Aufmerksamkeit sonderlich erregen könnte; in diesem Falle aber haben wir ihn mit einer gewissen Besorgnis bemerkt. Denn für viele unter uns war gerade der Name Sohnreys der Grund, daß sie der Volksrundschau Vertrauen entgegenbrachten; und die rasche Abdankung Sohnreys wird sie auf die Vermutung bringen, daß sein Christentum der Stein des Anstoßes gewesen sei. Es wäre deshalb sehr erwünscht, wenn die Volksrundschau erklären könnte, daß das Verhältnis aus andern Gründen gelöst sei. H-Zw

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie angelegentlichst zur Werbung neuer Freunde. Die Verlagshandlung versendet sie an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1 Mark auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1403. Auch von der Chronik wird Nr. 40 unentgeltlich als Probenummer in beliebiger Anzahl ausgegeben.

Die Verlagsbuchhandlung Der Herausgeber

Quittung

Für das evangelische Hospiz in Rom: je 10 Mk. von E S, Hamburg; W B, Magdeburg; A H, Berlin; T, Frankfurt a. M; S, Ellensen; je 6 Mk. von O R, Bonn; J W, Göttingen; 5 Mk. von M A, Berlin; 3 Mk. von Sch, Jena. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 40 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 40: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zu den Berliner Kirchenwahlen; Die Versammlung der Freunde der positiven Union in der Provinz Brandenburg; Hospiz- und Kirchbau in Rom — Evangelische im Auslande: Aus der lutherischen Kirche Amerikas — Verschiedenes: Deutsches Adelsblatt, Kölner Katholikentag, Evangelischer Bundestag; Vorläufige Abwehr; Gegen das Duell; Die deutsche Baptistische Vereinigung; Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben sind erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 14 u. 15

Nr. 14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis broschirt 40 Pfge.

Nr. 15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedr. Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis broschirt 40 Pfge.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Frommel, E., D. Nachtschmetterlinge. Erzählungen. Mit dem Bildnis der Verfassers. 2,50 Mk.

Wiese, L., D. Die Macht des Persönlichen im Leben. Zweite Auflage. 1 Mk.

Statt besondrer Anzeige

Durch die Geburt eines gesunden **Mädchens** wurden hoch erfreut

Gymnasialoberlehrer Dr. Rassow und Frau Johanna geb. Thiersch

Elberfeld, 25. Sept. 1894

Reformationsbüchlein

6. verbess. Auflage reich illustrirt. Preis 10 Pfg.; 25 Exempl. Mk. 2,25; 50 Exempl. Mk. 4,—; 100 Exempl. Mk. 7,—; 500 Exempl. Mk. 30,— (Porto extra).

Das Schriftchen, das in **volkstümlicher** Form für das Recht und die Wahrheit der **Reformation** eintritt, verdient **massenweise** verbreitet zu werden. Das **„Reformationsbüchlein"** ist nicht für Gelehrte, sondern für jedermann geschrieben, und bitte ich um gefl. beste Verbreitung desselben durch Partiebestellung.

Barmen **Hugo Klein** (Inh. Julius Pertz)

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

An die

Landessynode 1894

Anträge und Vorschläge württemb. Pfarrer

Preis 1,20 Mk.

Das Werkchen enthält das Programm der freisinnigen Geistlichen der württemb. Landeskirche

Heilbronn Max Kielmann

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch **Prof. Dr. Zimmer, Herborn, Bez. Wiesbaden.**

Ahlfeld, Siehe, dein König kommt zu dir! Morgen- und Abendandachten. Aus den Predigten v. D. Friedr. Ahlfeld, herausg. v. Heinrich Ahlfeld. Dritte Aufl. In Leinw. geb. 9 Mk.

— — Morgenandachten. Aus den Predigten v. D. Friedrich Ahlfeld, herausg. v. Heinr. Ahlfeld. Dritte Aufl. 4 Mk., in Leinw. geb. 5 Mk., m. Goldschn. 5,50 Mk.

— — Abendandachten. Aus den Predigten v. D. Friedrich Ahlfeld, herausg. v. Heinr. Ahlfeld. Zweite Aufl. Brosch. 4 Mk., in Leinwand gebunden 5 Mk., mit Goldschn. 5,50 Mk.

Ueber den Wert der Ahlfeldschen Andachten kann bei den bekannten hervorragenden Eigenschaften des Verfassers kein Zweifel herrschen, zu betonen ist nur, daß die Andachten kurz sind (je eine Seite), sodaß auch bei den Kindern in der Familie eine Uebermüdung nirgends zu fürchten ist.

R. Mühlmanns Verlag (Max Große), Halle a. S., Schulstr. 10.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ

Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.

Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

→ Illustr. Kataloge gratis. ←

Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162

grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus

in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten

Prospekte auf Wunsch

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften u. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. Mosche, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Verlag von **Eduard Kummer** in **Leipzig**

Klencke,

Die Mutter als Erzieherin ihrer Söhne u. Töchter

zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife

Ein praktisches Buch für deutsche Frauen

Zehnte, neu durchgearbeitete Auflage

Preis eleg. geb. 7 Mk.

Dieses Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft und ist von den ersten Autoritäten Deutschlands warm empfohlen worden. Die Darstellung ist klar, übersichtlich und faßlich, auch sind alle Abschweifungen vermieden, die nicht zur Sache gehören. Die Ausstattung ist elegant, der Preis billig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 40: Der Kampf für Religion und Sitte — Zur Naturgeschichte des preußischen Geheimrats — Der Neubau des Reichsgerichts zu Leipzig — Jägerlatein. Von Friedrich Düsel — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig